

BELPHÉGORS RÜCKKEHR

Zuerst war nur ein gewaltiges Rauschen zu hören. Dann löste sich aus dem Grau der Dunkelheit ein riesiger Schatten, bewegte seine Flügel, spielte mit dem Wind und glitt näher. Glühende Augen durchbrachen mit ihren Blicken die Dunkelheit, und als sich die Flügel zusammenfalteten, stieß das Untier einen fauchenden Laut aus.

»Du kommst spät!« stellte die Frau in dem schwarzen, hautengen Lederdreß sachlich fest. »Wir warten schon!«

»Was ist für Vampiro-del-mar schon die Zeit?« entschuldigte er sich auf seine Weise.

»Seit ich die Mordliga führe, wird nach meinen Gesetzen vorgegangen«, gab sie zurück.

»Bilde dir nichts ein!« Grollend stieß die Riesenfledermaus die Worte hervor. »Bis jetzt habe ich dich geduldet, aber wenn du versuchst, uns in die Knute zu zwingen, werde ich dich vernichten!«

»Dann fang jetzt an!« Die Frau baute sich breitbeinig auf. Hinter ihr erhoben sich die Felsen als konturlose Schatten. Dazwischen gähnte dunkel der Eingang einer Höhle. Die Frau konnte sich ihrer Sache sicher sein, denn unter ihrer Führung existierte die Mordliga weiter. Oder vielmehr deren Reste. Dazu gehörten Vampiro-del-mar, Xorron, Herr der Zombies und Ghouls, und last not least Lady X, die Frau mit dem schwarzen Lederanzug, >von Beruf< Vampir.

Das bewies sie deutlich, indem sie ihre Zähne entblößte.

Zwei scharfe Hauer kamen zum Vorschein, und mit einer lässig anmutenden Bewegung ließ sie die Maschinenpistole von der Schulter rutschen. Sie hatte diese Waffe mit Silberkugeln geladen. Etwas Unwahrscheinliches und Außergewöhnliches, daß ein Schwarzblüter mit den Waffen schoß, die eigentlich für ihn tödlich waren.

Sie richtete die Mündung auf Vampiro-del-mar. »All right, Supervampir«, bemerkte sie spöttisch. »Willst du die Entscheidung, oder willst du sie nicht?«

Vampiro-del-mar hatte sich verwandelt. Weg von der

Fledermaus und zurück in ein grauenerregendes Monster. Gewaltig war sein Körper. Bedeckt wurde er von lumpenartiger Kleidung. Sein Gesicht war als solches kaum zu bezeichnen. Eine schreckliche Kraterlandschaft, überdeckt mit Pusteln, Geschwüren und von winzigen Blutadern durchzogen.

Seine Vampirzähne erinnerten an die Reißer eines Säbelzahntigers. Wenn er sie gegen ein Opfer einsetzte, war es verloren. Vampiro-del-mars Bludurst konnte man als unstillbar bezeichnen, aber er hütete sich auch, allzu sehr gegen Lady X vorzugehen, denn sie besaß genau die Waffen, die er gern gehabt hätte.

Da war nicht nur die mit Silberkugeln geladene Mpi - auf die hätte er verzichten können -, sondern auch der Würfel des Unheils. Wer ihn hatte, besaß die Macht, denn der Würfel ließ sich manipulieren, er paßte sich den Wünschen seines Besitzers an. Waren diese nun schlecht, dann reagierte der Würfel dementsprechend und vernichtete. Bei guten Gedanken jedoch war er eine große Stütze.

»Ich warte«, sagte Lady X kalt.

Vampiro-del-mar hob die knochigen Schultern. »Nein«, erwiderte er dumpf, »den Zeitpunkt bestimme ich.«

»Wie du willst, dann geh in die Höhle!«

Sie konnten sicher sein, daß sie hier niemand störte. Beide befanden sich dort, wo kaum eines Menschen Fuß hinkam. Hoch oben in einem verlassenen Gebirgstal der Anden, wo der Wind um die Felsen heulte und der steinige Boden nicht zuließ, daß irgend etwas wuchs. Hier konnte kein Mensch existieren, und auch Bergsteiger mieden diesen Flecken Erde. Sie suchten sich andere Hochtäler für ihre Kletterpartien aus. Vampiro-del-mar hatte diese Höhle gefunden, als er mit seinen Helfern, den roten Vampiren, unterwegs war.

Nachdem die Festung auf Feuerland zerstört worden war, brauchten sie eine neuen Unterschlupf, um von ihm aus ihre Aktionen starten zu können.

In dieser Höhle fühlten sie sich einigermaßen sicher. Es war ein teuflisches Trio, das sich da zusammengefunden hatte. Monster, die die Welt aus den Angeln heben konnten, wenn sie wollten. Sie wollten auch, doch zum Glück gab es da einige Menschen, die inzwischen bemerkt hatten, was die Geschöpfe der Finsternis versuchten. Mutige Männer und Frauen wie John Sinclair und dessen Freunde, Erzfeinde der Mordliga und immer auf dem Sprung, diese zu vernichten. In der Höhle brannte ein Feuer. Das Holz hatten sie beschafft. Es war so trocken, daß die Flammen kaum Rauch absonderten, während sie der Höhlendecke entgegenleckten und ihren Widerschein auf die dritte Gestalt warfen, die in der Höhle wartete.

Xorron!

Ein Untier, ein Monster - das alles traf auf ihn zu. Er war kaum zu beschreiben und auch nicht zu erfassen. Milchig weiß schimmerte seine Gestalt. Wenn man ihn näher anschaut, sah man die Umrisse eines Knochengestells innerhalb des Körpers. Aus was die Haut bestand, wußte niemand. Sie war aber so gut wie unzerstörbar. Weder Feuer, Kugeln noch Granaten konnten ihr etwas anhaben, und auch Weiße Magie schaffte es nicht, sie zu vernichten.

Xorron war der Fels in der Brandung Weißer Magie.

Erst beim Näherkommen fiel auf, daß sich sein Gesicht doch nicht so glatt präsentierte, wie es den Anschein hatte. In dem großen, ovalen Schädel befanden sich Schlitze, womit Mund, Nase und Augen angedeutet werden sollten. Wenn er allerdings den Mund öffnete, kamen Zähne zum Vorschein, die an ein Stahlgebiß erinnerten. Damit konnte er alles zerreißen, wie er es auch jetzt demonstrierte, als die beiden anderen die Höhle betraten.

Xorron war auf Jagd gegangen. Und er hatte es geschafft, sich einen Bergpuma zu holen. Ihn fraß er. Seine Zähne rissen die Fleischstücke aus dem Körper. Die Knochen schleuderte er ins Feuer, so daß Funken hochaufstiegen.

Der Gigant ließ sich auch nicht stören, als Vampiro-del-mar und Lady X die Höhle betrat. Er riß und fraß weiter, bis der Bergpuma verspeist war.

Lady X schaute aus kalten, glitzernden Augen zu, wobei sie an John Sinclair dachte. Sie hoffte, daß Xorron irgendwann mit ihm einmal das gleiche anstellen würde wie mit diesem Puma.

Eigentlich fehlte noch jemand in diesem illustren Kreis.

Eine totgeglaubte Person, die einmal zur Mordliga gehört hatte und von Lady X mit einer Garbe aus der Silberkugel-MPi getötet worden war. So dachte die Vampirin jedenfalls. Bis sie eines Besseren belehrt wurde und Lupina, die Werwölfin, wieder vor ihr stand.

Sie war nicht gestorben, sondern mit ihrem Sohn, mit Orapul oder Luparo eine magische Symbiose eingegangen, die sie weiterhin am Leben hielt. Wie dies genau abgelaufen war, wußte Lady X bis heute noch nicht zu sagen, hoffte allerdings, es einmal zu erfahren.

Die beiden waren Feinde. Lupina hatte sich der Vampirin eigentlich nur gezeigt, um mit ihr abzurechnen und sie gleichzeitig in eine Falle zu locken. Das lief aber schief, und sie mußten sich zwangsläufig wieder verbünden, um gegen ihren gemeinsamen Feind, John Sinclair, anzugehen, der dabei war, die Geheimnisse seines Kreuzes zu enträtselfn. Sie hatten im Verein mit dem Spuk alles versucht, um es zu verhindern, aber nicht geschafft. John Sinclair war um eine große Erfahrung reicher geworden, und die Schwarzblüter hatten das Nachsehen.

Was Lupina jetzt tat und wo sie sich herumtrieb, das interessierte Lady X nicht, denn sie hatte im Augenblick andere Sorgen, und die wollte sie ihren Verbündeten mitteilen.

Mit einem letzten Schmatzen schluckte Xorron den Fleischrest und schleuderte einen Knochen ins Feuer. Aus seinem strichdünnen Mund rann Blut.

Pamela Scott, genannt Lady X, schaute wieder auf

Vampiro-del-mar. Der hatte den Blick gesenkt, wahrscheinlich wälzte er finstere Rachepläne, wie er es immer tat, wenn sie nicht gerade eine gemeinsame Aufgabe hatten. Er konnte es nie überwinden, daß er nicht an das Blut der Frau herangekommen war, als sie noch als normaler Mensch herumlief. Das hatte Solo Morasso, der zu der Zeit die Mordliga noch führte, verboten. Nun war Lady X selbst hinter dem Blut der Menschen her.

Wie gern hätte Vampiro-del-mar die Führung der Mordliga übernommen, aber er mußte immer wieder zurückstecken und sich den Argumenten der anderen beugen.

Lady X besaß ihm gegenüber einen Vorteil. Sie hatte ihr menschliches Aussehen in etwa behalten, sah man von ihren Vampirzähnen ab. Bei Vampiro-del-mar konnte man das nun nicht behaupten. Da die ehemalige Terroristin zudem zur neuen Art der Vampire gehörte - sie konnte sich auch tagsüber bewegen -, war es ihr vergönnt, sich unter die Menschen zu mischen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Sie war ein erstklassiger Späher und Kundschafter. Zudem besaß sie noch den Vorteil, daß Xorron bedingungslos auf ihrer Seite stand, und vor ihm und seiner gewaltigen Kraft fürchtete sich selbst ein Monstrum wie Vampiro-del-mar.

Wenn Lady X eine Besprechung einberief, ging es meist um wichtige Dinge, ansonsten ließ sie ihren Vasallen freie Bahn. Da zog Vampiro-del-mar mit seinen roten Blutsaugern durch das Land, schlug hier und da ein Opfer und war auch auf der Suche nach den Strigen, seinen Feinden aus der Urzeit.

Einmal waren sie bisher zusammengestoßen. Die roten Vampire hatten Verluste erleiden müssen, denn die Satans-eulen, wie die Strigen auch genannt wurden, waren nicht so einfach zu vernichten. Schließlich galt der Eulenzauber als einer der ältesten der Welt.

Lady X hatte sich ihre Worte zuvor genau zurechtgelegt.
»Bisher hat man uns in Ruhe gelassen. Ich spreche da nicht von John Sinclair, sondern von den anderen Schwarzblütern

wie den Großen Alten, den Erzdämonen, und auch Asmodis. Selbst die Hexen mit ihrem gewaltigen Kult kamen uns nicht in die Quere, denn letzten Endes steht hinter allem ein gewaltiges Ziel: die Vernichtung unserer Feinde. Mittlerweile jedoch sind Umstände eingetreten, die mich an einer Solidarität der Schwarzblüter zweifeln lassen, und das aus gutem Grund.« Sie schaute jeden an, weil sie sehen wollte, ob ihre Worte wirkten, doch in den Gesichtern der Monster regte sich nichts. Lady X hatte sie mit ihren wohlfeinen Worten nicht beeindrucken können.

»Was ist geschehen?« fragte der Supervampir.

»Es ist jemand zurückgekehrt, der lange Zeit verschollen war und den man mit ruhigem Gewissen zu den Erzdämonen zählen kann, wenn er auch nicht zum direkten engeren Kreis gehört.«

»Und wer ist es?« Wieder fragte Vampiro-del-mar.

»Belphegor.«

»Der Hexer mit der Flammenpeitsche?«

»Ja, du kennst ihn?«

»Ich habe von ihm gehört. Damals, als es auf dieser Erde noch anders aussah, da hat es ihn schon gegeben. Aber er war lange verschollen.«

Lady X nickte. »Belphegor ist wieder auf der Erde erschienen.«

»Woher weißt du das?«

»Durch den Würfel. Hin und wieder werfe ich einen Blick hinein. Er zeigt mir vieles, was anderen verborgen bleibt. Und der Würfel hat mich auch vor ihm gewarnt.«

»Er hat dich gewarnt?«

»Ja, denn wie ihr wißt, haben sich die Zeiten ein wenig geändert. Uralte Kräfte greifen in das Geschehen mit ein. Damit meine ich die Großen Alten, Dämonen aus Atlantis und auch noch vor dessen Zeit. Sie machen sich bereit für eine Rückkehr, und sie sollen, zusammen mit dem Höllenwurm Izzi, hinter allem stehen.«

»Das kann ich kaum glauben!«
»Es ist aber so«, sagte Lady X.
»Sollen wir uns gegen ihn stellen?«
»Nein, wir werden ihn nur beobachten.«
»Dazu müssen wir wissen, wo er sich befindet: Er wird eine Aufgabe haben.«
»Das stimmt allerdings.« Jetzt lächelte Lady X. »Ich weiß auch, wo er steckt, und ich ahne inzwischen, was er vorhat. Wir werden genau achtgeben, und sollte er sich nicht auf unsere Seite stellen, müssen wir zuschlagen.«
»Ihn töten?«
»Ich würde es zwar nicht gern tun, doch es kommt allein auf ihn an. Nur hätten wir dann einige Schwarzblüter gegen uns, aber das sollte uns ja nicht schrecken - oder?«
»Nein, bestimmt nicht«, erwiderte der Supervampir. Und Xorron, das andere Monster nickte nur ...

Belphégor!
Ein Name, ein Dämon - ein Alptraum.
Auch für mich, denn ich hatte bereits eine Begegnung mit ihm gehabt und seine Gefährlichkeit kennengelernt.
Belphégor war ein mordendes Monstrum.
Hier, ganz in der Nähe von London, sollte er wieder aufgetaucht sein. Man hatte uns informiert - meinen Freund und Kollegen Suko und mich.
Der Fall war grauenhaft. Mehrere Bewohner eines kleinen Londoner Vorortes hatte der Dämon mit der Flammenpeitsche in eine alte Mühle gelockt und bei einem schwarzmagischen Ritual ermordet. Die Kollegen des hiesigen Reviers hatten Suko und mich informiert.
Angeblich gab es so etwas wie eine Zeugin. Eine junge Frau war im nahen Polizeirevier aufgetaucht und hatte von mehreren Leichen in der alten Mühle berichtet. Sie hatte auch von einem Dämon namens Belphégor gesprochen. Maria Ketto

hieß dieses Mädchen, und sie war den Polizisten bekannt, galt als verrückt, denn sie behauptete, hellseherische Kräfte zu haben. Trotzdem schauten die Beamten nach - und fanden in der alten Mühle die scheußlich verstümmelten Leichen dreier Menschen.

Sie waren bei einem magischen Ritual ermordet worden. So behauptete die verrückte Maria Ketto, die dies in einer Vision gesehen haben wollte. Deshalb hatten die Kollegen auch Suko und mich informiert, denn wir beschäftigten uns mit solchen Fällen.

Außerdem war der Name Belphégor gefallen, der mir nicht unbekannt war. Maria Ketto hatte diesen Namen genannt, deshalb waren wir sofort gekommen.

Doch warum hatte Belphégor die Menschen ermordet? Weil er ihre Lebensenergie brauchte, um weitere Kraft zu gewinnen? Aber wofür brauchte der Dämon diese zusätzliche Kraft?

Leider hatten wir keinerlei Anhaltspunkte darüber, was Belphégor plante und welche Ziele er verfolgte. Doch wir konnten uns wohl auf einiges gefaßt machen.

Suko und ich befanden uns also nun bei der alten Mühle, hatten uns den Tatort auch schon angeschaut. Die Kollegen von der Mordkommission waren noch bei der Arbeit, und auch unser Chef, Sir James Powell, war erschienen. Mit uns zusammen stand er draußen, hatte seine Hände in den Taschen des vorn offenstehenden Mantels vergraben und schaute auf die von zahlreichen Standscheinwerfern angestrahlte Mühle.

»Es gibt also keine Spuren«, stellte unser Chef fest, nachdem er von uns informiert worden war.

»Nein, Sir, keine«, antwortete ich.

»Dann versuchen Sie es auf Umwegen. Belphégor ... dieser Dämon ist zu allem fähig. Das gefällt mir nicht.«

»Sie sagen, was ich denke, Sir«, erwiderte ich.

»Werden Sie nicht pathetisch.« Der Alte krauste die Stirn.

Seine Laune war in letzter Zeit tiefer gesunken als der Gefrierpunkt. Wir wußten nicht, was in unseren Chef gefahren war. Vielleicht gab ihm dieses geballte Auftreten unserer Gegner zu denken. Um sie alle zu bekämpfen, hätten wir zehnmal mehr Arme, Beine und Waffen haben müssen.

»Ihrer Meinung nach ist hier nichts mehr zu machen?« stellte Sir James fest.

»So ist es.«

»Gut, dann können wir fahren. Seien Sie morgen pünktlich im Büro.«

»Wir werden uns bemühen, Sir.«

Der Superintendent nickte uns knapp zu und ging zu seinem Wagen, wo der Fahrer wartete und ihm die Tür aufhielt.

»Das kannst du nächstens auch bei mir machen«, meinte Suko.

»Was?«

»Die Tür aufhalten.«

»Ich glaube, mein Affe spuckt. Die schlage ich bei dir höchstens zu, dann kannst du als Vertreter herumlaufen.«

»Wie kommst du denn darauf?«

Ich grinste und wies auf sein Gesicht. »Vertreter haben doch alle so platte Nasen, weil ihnen immer die Tür vor dem Gesicht zugeschlagen wird, deshalb.«

»Das ist ja nicht mehr zum Aushalten!« Suko verzog den Mund, ging dann ein paar Schritte vor, weil der Leiter der Mordkommission mit uns sprechen wollte.

Der Mann hieß Brigg und stand im Range eines Oberinspektors. »Diese Toten«, sagte er und rieb sich die klammen Finger. »Der Arzt sagt, da muß eine Bestie gewütet haben, denn die Menschen sind ja regelrecht ...«

»Hören Sie auf, Kollege, wir wissen es!«

Brigg, ein abgebrühter Profipolizist, grinste. »Schwache Nerven, Sinclair, wie?«

»Nein, aber so etwas braucht nicht breitgetreten zu werden.«

»Was machen Sie jetzt? Zurück nach London, oder schauen Sie sich noch einmal die Mühle an?«

»Nein, die ist ja von unten bis oben durchsucht worden. Sie sprachen am Telefon von einem Mädchen, daß Sie dazu brachte, sich in der alten Mühle umzuschauen. Wie hieß dieses Mädchen gleich ...?«

»Ihr Name ist Maria Ketto«, antwortete Brigg. »Sie ist noch sehr jung, gilt aber als ziemlich versponnen, sogar als geistig umnachtet und zurückgeblieben. Sie behauptet zudem, hellseherische Fähigkeiten zu haben. Trotzdem sind die Kollegen ihrem Hinweis nachgegangen, als sie von einem magischen Ritual und von den Morden sprach, die sie in einer Vision gesehen habe, und da haben die Kollegen die Sauerei hier entdeckt.«

»Wo befindet sich Maria Ketto jetzt?«, wollte ich wissen.

»Im nächsten Polizeirevier. Aber aus der kriegen Sie nichts heraus. Die Kleine ist verrückt, faselt immerzu von ihren Visionen.«

»Und auch von einen Dämon namens Belphégor?« vergewisserte ich mich.

»Ja, so ist es. Verrückt, oder?«

Ich wandte mich Suko zu. »Komm, Alter, wir fahren.«

Wir schlenderten zum Wagen, stiegen ein, und ich lenkte den Bentley auf die Straße.

»Belphégors Rückkehr ...«, murmelte Suko. »Verdammte Kiste!«

Damit hatte er mir voll aus dem Herzen gesprochen.

Die flache Landschaft lag in eine nächtliche Ruhe und Dunkelheit eingebettet. Weit voraus konnten wir einen hellen Widerschein am Himmel sehen. Dort lag der gewaltige Moloch London, eine Stadt, die alles fraß und in der Dunkelheit aus einer irren Sinfonie unzähliger Lichter bestand.

»Eigentlich möchte ich unterwegs noch einen kleinen Halt einlegen«, sprach ich Suko an.

»Und wo?«

»Bei der Polizei. Weißt du, Suko, mir geht das Mädchen Maria Ketto nicht aus dem Kopf.«

»Die der Polizei den Hinweis auf die alte Mühle gab?«

»Genau.«

»Aus einer Wahnsinnigen wirst du kaum etwas herausbekommen.« Mein Freund zeigte sich pessimistisch.

Ich schüttelte den Kopf. »Da bin ich anderer Meinung als du. Vielleicht kann sie uns einen Hinweis auf Belphégor geben. Sie hat den Namen immerhin erwähnt.«

»Bist du da so überzeugt?«

Ich hob die Schultern. »Was heißt überzeugt? Aber versuchen kann man's ja. Oder hast du so große Sehnsucht nach London?«

»Nein, nein, auf eine halbe Stunde kommt es nicht mehr an«, erklärte Suko.

Wenig später erreichten wir eine Kreuzung. Um in die City zu gelangen, hätten wir links abbiegen müssen, wir fuhren jedoch geradeaus weiter, wo ich die Lichter eines der nördlichsten Vororte der Millionenstadt sah.

Ich freue mich immer, wenn ich Bauernhöfe sehe. Auch die hat London noch aufzuweisen. Wir fuhren an Scheunen, alten Häusern und Tankstellen vorbei, bis wir schließlich in das Zentrum des Ortes gelangten.

Man schlief.

Nicht nur die Menschen, auch die Häuser sahen so aus, als lägen sie im tiefsten Schlaf. Es brannten zwar die Straßenlaternen, aber in den Schaufenstern der Geschäfte sahen wir kein Licht. Die Leute sparten eben Energie.

Wo es zur Polizei ging, wußte ich nicht. Im Zentrum, wo ein kleiner Marktplatz lag, fanden wir den Bau nicht. In einem Pub erkundigte ich mich.

Zwei müde Gäste gaben mir Antwort.

»Wieder zurück«, sagte ich, als ich in den Wagen stieg.

Wenden. Dann hinein in eine schmale Seitenstraße, die an

der Kirche vorbeiführte, dann an einer Mauer. Dahinter mußten wir abermals nach rechts einbiegen, um zu unserem Ziel zu gelangen. Das Haus lag ein wenig versteckt hinter hohen Bäumen. Richtig idyllisch. Abgefallene Blätter hatten auf dem Boden einen dicken, seifigen Belag gebildet, deshalb mußte ich vorsichtig fahren. Als Wegweiser diente mir eine helle Lampe, die an der Hauswand der Polizeistation brannte.

Ich stoppte den Bentley neben einem Streifenwagen. Als wir ausstiegen, hörten wir schon die Schreie.

Spitz und grell erreichten sie unsere Ohren. Es waren grauenhafte Laute.

Suko und ich warfen uns über das Wagendach hinweg einen kurzen Blick zu. Mit ein paar Schritten war ich am Kofferraum, öffnete ihn und holte meinen Bumerang hervor. Dann nickte ich dem Chinesen zu. »Los, Alter, komm! Scheint mir so, als hätte ich genau die richtige Nase gehabt.« Diesmal hörte ich von meinem Partner keinen Widerspruch.

Wir wußten ja nicht, was im Innern des Polizeigebäudes alles geschah, deshalb zogen wir sicherheitshalber unsere Waffen, als wir die Treppe zur Eingangstür hochliefen.

Abgeschlossen war sie nicht. Suko hatte die Stufen rascher überwunden. Mit der Schulter rammte er die Tür auf, und die Schreie der Frau wurden lauter.

Dazwischen hörte ich barsche Männerstimmen. Den Worten nach zu urteilen, waren die Beamten mit Maria Ketto überfordert, denn keine andere als sie hatte so geschrien. Bevor wir etwas unternehmen konnten, wurde die Tür links von uns so heftig aufgestoßen, daß sie mir fast gegen das Knie geprallt wäre.

Zwei Polizisten hielten eine junge Frau fest.

Sie hatte sich in eine Furie verwandelt. Ihr Gesicht zeigte Kratzspuren, und von ihren Lippen sprühte Speichel.

Ein Mädchen in Rage!

Als die Polizisten uns sahen, waren sie so überrascht, daß sie das Mädchen losließen. Die rannte sofort auf uns zu, wollte zwischen uns durch, um die Tür zu erreichen.

Suko schnappte sich das wilde Frauenzimmer. Eine Hand brauchte er nur, denn gegen den Griff meines Freundes kam das Mädchen nicht an, da konnte es sich noch so anstrengen, Suko hielt eisern fest.

»Mein Name ist John Sinclair. Wir sind von Scotland Yard!« rief ich schnell und steckte die Waffe wieder weg, damit kein Unglück geschah. Dann zeigte ich meinen Ausweis vor.

»Verdammter, was ist hier los?« wollte ich dann wissen. Ich wies auf das Mädchen. »Ist dies Maria Ketto?«

»Ja, Sir«, sagte einer der Beamten und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Ich erklärte ihm, weshalb Suko und ich hier waren.

Der Polizist nickte. »Tja, Sir, ich habe alles versucht. Auch mein Kollege, aber die war einfach nicht zur Vernunft zu bringen. Wir wollten ein Protokoll aufzusetzen, aber ...« Er schwieg und hob die Schultern.

»Gehen wir hinein«, schlug ich vor.

Wir betraten den Revieraum. Es war ein altes Revier. Hier sah es aus wie in manchen Fernsehkrimis, wenn alte Polizeireviere gezeigt werden. Sogar die vergilbten Steckbriefe hingen an den Wänden. Der Bildschirm eines Terminals wollte nicht so recht zu der Einrichtung und dem Flair des Reviers passen. Er wirkte wie ein Fremdkörper. Es gab drei Schreibtische, die im Halbkreis zueinander standen, und unter der gelblich schimmernden Decke klebten die Überreste zahlreicher Fliegen. Auch ein altes Bild von der Queen sah ich, und die Schreibmaschinen konnte man ebenfalls ins Museum schicken. Nur der Kalender war von diesem Jahr.

Zusammen mit den beiden Polizisten hatte ich das Revierbüro betreten. Suko folgte uns.

Maria Ketto hing in seinem Griff. Der Inspektor hatte ihren Arm hochgebogen, deshalb mußte sie gebückt gehen. Das Gesicht war verzerrt. Nicht vor Schmerzen, sondern vor Wut. Vor mir stoppte Suko.

Ich nahm auf einer Schreibtischkante Platz, damit ich ihr ins Gesicht schauen konnte. »Maria«, sprach ich sie an. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard. Sind Sie bereit, mir ein paar Fragen zu beantworten?« Maria Ketto stampfte mit dem Fuß auf. »Loslassen!« keuchte sie. »Verdammt, er soll mich loslassen!«

»Erst wenn Sie versprechen, daß Sie vernünftig sind!«

Sie riß den Kopf hoch. »Ich will nicht mehr eingesperrt werden!« schleuderte sie mir ins Gesicht. »Verflucht, ich will es nicht mehr. Ich kann nicht ...«

»Schon gut, wir werden das regeln.«

»Neiiinnn!« kreischte sie. »Belphégor kommt! Der Dämon mit der Flammenpeitsche!«

»Sie kennen ihn?« fragte ich.

»Ja, ja, ja! Ich habe ihn gesehen!«

Ich gab Suko ein Zeichen. Mein Partner verstand. Er drehte Maria herum und führte sie auf einen freien Holzstuhl mit Armlehnen zu. Dort drückte er sie nieder. »Versprechen Sie mir, kein Theater mehr zu machen?«

»Werde ich auch nicht mehr eingesperrt?« fragte sie.

»Das kommt auf Sie an!«

Plötzlich lachte sie, obwohl kein Grund dazu bestand. Sie beugte den Oberkörper so weit vor, daß man Angst haben konnte, sie würde vom Stuhl kippen, schwang sich dann allerdings zurück und lehnte sich wieder an, um erneut zu kichern.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte ich, um überhaupt ein paar Worte zu sagen.

Sie schaute mich an.

»Ein Glas Wasser, Maria?«

»Ja, ja.«

»Holen Sie es!« Ich gab einem Beamten die Anweisung. Suko war neben mich getreten, und ich flüsterte: »Die weiß bestimmt mehr, als wir bisher angenommen haben.«

»Meinst du?«

»Klar«, sagte ich, während der junge Polizist mit einem Glas Wasser aus dem Nebenraum zurückkehrte. Ich nahm es ihm ab und hielt es dem Mädchen hin. Maria hob den Blick, schaute mich an und riß mir dann das Glas aus der Hand. So heftig, daß das Wasser überschwappte. Sie leerte es, ohne abzusetzen. Dann tat sie etwas, was uns alle überraschte.

Bevor wir eingreifen konnten, zerschlug sie das Glas auf der linken Stuhllehne. Es zersplittete zur Hälfte, aber den unteren Teil hielt das Mädchen noch in der Hand. Auf dem Boden des Glases erhoben sich die scharfen Splitter. Wie gefährliche Dolche stachen sie in die Höhe, und Maria wollte sich die Spitzen in die Pulsadern der linken Hand stoßen. Ich stand am nächsten bei ihr.

Blitzschnell schoß meine Hand vor. Den Arm oder das Gelenk bekam ich nicht mehr zu fassen, aber ich konnte gegen den Arm schlagen und ihn so aus der Richtung bringen.

Die Glasspitzen fehlten, rissen nur aus der Pulloverwolle einen langen Faden, dann schlug ich Maria das Glas aus der Hand. Es zerschellte endgültig.

»Bist du eigentlich wahnsinnig, Mädchen?« flüsterte ich. Ich sagte den Satz automatisch. »Weshalb wolltest du dich umbringen?«

Maria lachte wieder so schrecklich unecht. Dann begann sie zu schluchzen, praktisch ohne Übergang. »Es hat doch keinen Sinn!« behauptete sie. »Ich bringe mich lieber selbst um, bevor es Belphégor tut. Er lauert auf mich, ich weiß es.«

»Und warum will er dich umbringen?«

»Ich habe ihn gesehen!« Sie rollte plötzlich mit den Augen. War sie vorhin schon bleich gewesen, so wichen jetzt sämtliche

Farbe aus ihrem Gesicht. »Er ist in der Nähe«, hauchte sie.
»Verdammt, er ist ganz in der Nähe. Ich spürte es, er wird zu mir kommen.«

»Keine Sorge«, widersprach ich. »Wir werden Sie beschützen, Maria.«

»Nein, nein, ihr belügt mich. Ich kann euch nicht glauben. Er ist stärker als ihr!«

»Weshalb sollte er Sie umbringen?«

»Ich habe ihn gesehen, und er stand in der Tür. Ja, er stand in der Tür und schaute mich an.«

»In welcher Tür?«

»In der Küchentür, die nach draußen führt.« Maria drehte den Kopf, als würde sie die Tür sehen. Wir fragten uns, ob sie phantasierte oder die Wahrheit sprach. Es war schwer, dies herauszubekommen, vorstellen konnte ich es mir schon.

»Und dann?«

Maria Ketto zog die Schultern hoch, als würde sie frösteln. Ihr rundliches, leidlich hübsches Gesicht wurde zu einer Maske der Angst. Mit dumpfen Worten stieß sie die Antwort hervor. »Dann«, so flüsterte sie, »dann versprach er mir, mich zu töten.« Sie nickte heftig. »Ja, er wollte sich umbringen, und zwar mit einer Säge!«

»Das gibt es doch nicht.«

»Doch, doch. Er gab mir das Versprechen, es zu tun. Er würde mich holen, ehrlich ...«

Ich trat einen Schritt zurück, denn Maria sprach nicht mehr weiter. Alle sahen wir die Gänsehaut, die über ihr Gesicht lief. Einer der Polizisten räusperte sich. Es war der ältere von beiden. »Sir, ich bin nur ein kleiner Konstabler und verstehe nichts von Psychologie, aber so recht traue ich den Worten des Mädchens nicht. Die ist nicht bei Verstand, das ist meine Meinung.«

»Und deine?« fragte ich Suko.

Der Inspektor krauste die Stirn. »Ich bin mir nicht so sicher, John.«

»Komm, weich nicht aus.«

»Ich urteile nicht so scharf wie der uniformierte Kollege.« Maria Ketto meldete sich wieder. »Überall«, flüsterte sie, »er wird mich überall finden. Ich kann mich nicht verstecken.«

»Wollen Sie das Mädchen mitnehmen?« wurde ich gefragt. Ich konnte den Konstabler verstehen. Wenn wir Maria mitnahmen, waren sie das Problem los. »Wäre nicht schlecht«, erwiderte ich und sah Sukos zustimmendes Nicken.

»Wohin?«

Maria schaute auf, denn sie hatte uns genau verstanden.

»In Sicherheit«, antwortete Suko.

»Das schafft ihr nicht, das schafft ihr nicht. Er kommt, er ist in der Nähe. Ich habe ihn sogar von meinem Fenster aus gesehen. Hinten, wo die Bäume stehen, da hat er sich versteckt, und er hat die verdammte Säge bei sich!«

Ich blickte zu den Konstablern. »Stehen hinter diesem Haus Bäume?«

»Ja, es gibt da einen alten verwilderten Garten.« Der ältere Polizist klopfte seine Pfeife aus. »Aber ich glaube kaum, daß sich dort jemand versteckt hält!«

»Ja!« kreischte Maria und schoß von ihrem Stuhl hoch.

Suko legte ihr schnell eine Hand auf die Schulter. Er drückte sie zurück. »Ist ja schon recht, wir glauben Ihnen!« Sie blieb angespannt sitzen. Ihr Körper hatte sich versteift. Der Vergleich mit dem verschluckten Stab fiel mir ein, so hockte Maria auf dem Stuhl.

»Er war da!« flüsterte sie. Jetzt klang ihre Stimme wieder normal, wenn auch die Angst darin mitschwang. »Ich habe ihn genau gesehen, zwischen den Bäumen ist er hergeschlichen.« Sie atmete schnell und heftig. »Wir kommen hier nicht weg!« Als der Polizist ein Zündholz anriß, um seine neugestopfte Pfeife in Brand zu stecken, da flog das Mädchen herum. »Beruhigen Sie sich«, sagte Suko. »Es geschieht wirklich nichts. Wir sind bei Ihnen, und wir nehmen Sie mit.«

Sie schüttelte so heftig ihren Kopf, daß die Haare flogen.
»Nein, nein, es ist zu spät. Viel zu spät, glaubt mir. Wir können ihm nicht mehr entkommen ...«

»Haben Sie etwas gesehen?« wandte ich mich an die Polizisten, denn allmählich hatten mich die Worte des Mädchens auch unsicher gemacht.

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Aber Sie haben auch nicht nach draußen geschaut?«

»Es bestand für uns kein Grund, Sir.«

Da hatte er vielleicht recht, vielleicht aber auch nicht, wenn ich genauer über die Worte der Maria Ketto nachdachte. Es konnte durchaus sein, daß sich Belphégor tatsächlich noch in der unmittelbaren Umgebung herumtrieb. Was ihn leitete, konnten wir nicht sagen, wir mußten ihn erst einmal finden. Plötzlich flackerte das Licht.

Es brannten drei Lampen an der Decke. Quadratische Kästen, mit Kunststoff verkleidet, der die Leuchtstoffröhren verbarg.

Hell und dunkel wurde es.

Und dann nur noch dunkel!

Sekundenlang blieben wir erstarrt stehen oder sitzen.

Niemand sprach ein Wort. Wir waren einfach zu überrascht. Bis wir die flüsternde Stimme der jungen Frau vernahmen.

»Er kommt, er ist da ...«

Ich wollte es nicht so recht wahrhaben und sagte: »Die Sicherung kann durchgeschlagen sein. Einer von Ihnen sollte mal nachschauen.«

»Dazu müßte man in den Keller!«

Die Worte waren so gesprochen, daß Suko und ich merkten, wie wenig sich die beiden Beamten trauten, in dieser Situation das Revierzimmer zu verlassen.

Sie fürchteten sich.

»Soll ich gehen?« fragte Suko.

»Ja«, antwortete ich, »aber nimm einen der Männer mit.« »Okay.« Suko lachte leise. »Wer meldet sich freiwillig?« Es war der jüngere Beamte, der einen Arm hob, als säße er auf der Schulbank.

»Gleich wird er uns töten!« Dumpf drangen die Worte aus dem Mund des Mädchens.

»Sagen Sie doch nicht so etwas«, fuhr sie der Polizist mit der Pfeife an. »Der Lichtausfall wird eine völlig harmlose Ursache haben.«

»Er kommt ...«

So wie Maria die Worte aussprach, gingen sie schon unter die Haut.

Es war keine angenehme Situation. Unsere Augen hatten sich inzwischen an das seltsame Licht gewöhnt. Es war ja nicht völlig dunkel. Zwar war draußen Nacht, aber als stockfinster konnte man sie nicht bezeichnen, und ein gewisses Restlicht drang noch immer durch die Fenster.

Suko erhob sich und schlug dem jüngeren uniformierten Kollegen auf die Schulter. »Kommen Sie, wir gehen. Aber nehmen Sie eine Taschenlampe mit.«

»Moment, Sir.« Der Konstabler tastete sich zu seinem Schreibtisch vor. Er zog eine Schublade auf und entnahm ihr eine Stablampe. Als er sie einschaltete, war zu erkennen, daß sie eine gute Leuchtkraft hatte. Ein dicker, heller Strahl stach durch die Finsternis in Richtung Tür und zeigte Suko den Weg.

Der andere Kollege bewegte sich ebenfalls und holte eine zweite Lampe.

Er legte sie eingeschaltet so hin, daß ihr Licht uns nicht blendete. Die einzelnen Gegenstände im Revieraum waren aber recht gut zu erkennen.

Auch Maria Ketto wurde vom Licht gestreift. Ihr Gesicht erinnerte mich an eine Maske. Der Mund stand ein wenig offen, aber sie sprach kein einziges Wort mehr.

Ich wollte sie beruhigen und legte eine Hand auf ihre

Schulter. »Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben, Maria. Wir sind bei Ihnen und beschützen Sie.«

»Er ist aber da!«

Was wir auch versuchten, es gelang uns nicht, sie von ihrer Meinung abzubringen.

»Ich gehe mal zum Fenster«, sagte der Polizist.

Suko und der zweite Konstabler waren verschwunden. Ich schaute der Gestalt des älteren Beamten nach, wie er zu seinem Ziel schritt und vor der Scheibe stehenblieb.

Eine Weile schaute er hinaus, ohne etwas zu sagen.

Dafür sprach Maria. »Der hat sich versteckt«, hauchte sie.

»Er versteckt sich immer ...«

Ich gab keine Antwort, denn ich wollte sie nicht noch mehr beunruhigen. Dafür fragte ich den Polizisten: »Sehen Sie etwas?«

»Nein, nur das Normale.«

»Und das wäre?«

»Bäume, Büsche, Sträucher ... Ein verwildeter Garten, mehr kann ich nicht erkennen.«

Ich beugte mich zu Maria hinab.

»Da sehen Sie, er lauert nicht hier. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.«

»Doch, er ist da!«

Ich hätte heftig widersprechen können, tat es aber nicht.

Vielleicht hatte sie ja recht, und Belphégor lauerte tatsächlich im Garten. Wer konnte das schon sagen? Ihr Verstand war verwirrt. Aber manchmal sind es gerade die Menschen mit nicht so klarem Durchblick, die mehr fühlen als andere.

»Bleiben Sie hier sitzen«, gab ich ihr zu verstehen und schritt auf den Beamten zu. Neben ihm blieb ich stehen. Er schaute mich kurz an. Die Pfeife steckte in seinem linken Mundwinkel. Der Tabak, den er rauchte, roch ein wenig süßlich.

»Schauen Sie selbst nach draußen, Sir. Sie werden einfach nichts finden.«

Ich ging mit meinem Gesicht so dicht an die Scheibe wie eben möglich, legte die Hand an die Stirn, um eine Stütze zu finden, und schaute nach draußen.

Nur einen Moment blieb ich in dieser Haltung. Dann zuckte ich zurück und faßte nach dem Fenstergriff. »Ist ja klar, daß wir so nichts entdecken können. Die Scheibe ist viel zu schmutzig, draußen liegt die Dunkelheit, und da verschwimmt alles nur noch mehr. Gehen Sie mal zur Seite, Meister.«

Der Konstabler trat zurück, so hatte ich Platz und konnte den Fensterflügel öffnen.

Kältere Luft strömte in das Innere der Polizeiwache. Sie wirbelte den Rauch durcheinander, und ich konnte frei durchatmen.

Es war still im Garten. Ich beugte mich aus dem Fenster und stützte mich dabei mit beiden Händen ab. Ein wenig komisch wurde mir schon, als ich daran dachte, so als Zielscheibe im Rechteck des offenen Fensters zu stehen, aber es tat sich nichts.

Niemand schoß auf mich, keiner griff mich an.

Die Bäume stachen deutlich von dem dunkelgrauen Hintergrund ab. Die Büsche sah ich nur als wellige Schatten, die nie ruhig waren, weil der Nachtwind über sie hinwegstrich und sie raschelnd bewegte. Zudem begann es zu regnen. Erste schwere Tropfen klatschten in mein Gesicht, und ein plötzlicher Windstoß ließ meine Haare flattern.

»Sehen Sie etwas, Sir?«

»Nein.«

»Ich glaube auch nicht, daß sich der Kerl da draußen versteckt hält. Das Mädchen hat sich alles nur eingebildet.«

Der Beamte hatte so laut gesprochen, daß Maria die Worte verstand. »Und er ist da«, flüsterte sie rauh. »Ich spüre das genau. Er lauert, er wird töten ...«

Ich atmete tief ein und hörte gleichzeitig, wie hinter uns ein Stuhl gerückt wurde.

»Bleiben Sie bei Maria!« wies ich den Konstabler an.

Der verschwand.

Ich wollte so schnell nicht aufgeben. Mittlerweile verdichtete sich mein Verdacht, daß hier einiges nicht mit rechten Dingen zuging. Wäre nur eine Sicherung herausgesprungen, hätten Suko und der Beamte den Schaden längst behoben.

Doch sie waren noch nicht zurückgekehrt, deshalb mußte ich davon ausgehen, daß irgend etwas falsch gelaufen war.

»Fliehen Sie!« vernahm ich hinter mir die zischelnde und warnende Stimme des Mädchens. »Fliehen Sie so schnell wie möglich. Er wird kommen und euch töten!«

»Dazu gehören aber zwei«, erwiderte der alte Polizist lässig. »Einer, der töten will, und einer, der sich töten lässt.«

»Bitte, seien Sie mal still«, wies ich den Beamten an. Ich hatte etwas gehört - Schritte!

Schleichend waren sie mir vorgekommen, dazwischen ein Knacken oder Rascheln, das meiner Ansicht nach nicht von den durch den Wind bewegten Blättern stammen konnte.

Ich konzentrierte mich stärker. Verdammt, da war etwas.

»Ist da tatsächlich jemand?« fragte der Beamte.

Ja, es war einer im Garten. Ich sah ihn nicht, aber ich hörte seine Waffe.

Das hohe Singen dieser mörderischen Säge ...

Was ich hörte, war eindeutig das singende Kreischen einer Handsäge.

»Was ist das?« Ich hörte die erschreckte Stimme des Polizisten. Ihn hatte nichts mehr bei dem Mädchen gehalten, und er kam zu mir.

»Eine Säge!«

Der Mann zuckte zusammen. »Dann ist er doch ...?«

»Ja, er ist. Bleiben Sie bei dem Mädchen.« Ich drehte mich hastig um und sah die Umrisse der jungen Frau. Sie hatte die Arme angewinkelt und stemmte sich langsam in die Höhe.

»Er kommt!« flüsterte sie. »Er kommt und will mich töten ...«

»Beruhigen Sie sich, Maria!«

Mein Gott, hoffentlich drehte die Kleine nicht durch.

Zugleich ärgerte ich mich, daß von Suko und dem zweiten Polizisten nichts zu sehen war. Ihnen hätte ich mehr zugetraut als dem einzelnen Mann.

Im Zimmer wollte ich nicht mehr bleiben. Wenn ich etwas gegen Belphégor unternehmen wollte, dann mußte ich ihn aus der Reserve locken, damit er Maria vergaß.

Sehr wohl war mir nicht bei dem Gedanken, und ich wußte auch nicht, wo mein Feind steckte.

Der Garten vor mir war ziemlich groß, zu dicht bewachsen mit Bäumen und Sträuchern. Der Unhold konnte also überall lauern.

Es war mir nicht möglich, genau auszuloten, aus welcher Richtung das Geräusch der laufenden Säge an meine Ohren drang. Ich konnte es nur damit erklären, daß mein Feind laufend seine Stellung wechselte und in Deckung der Bäume oder Büsche hin und her huschte.

Ich sprang.

Es war doch tiefer, als ich gedacht hatte. Hochparterre. Ich kam zwar weich auf, landete jedoch auf einer Schräge und erhielt einen Drall nach hinten, so daß ich wieder zurückkippte und mit dem Rücken gegen die Mauer fiel.

Für einen Moment blieb ich stehen.

Da war es wieder.

Das hohe, widerliche Singen der Handsäge. Und dazwischen die höhnische Stimme.

»John Sinclair, ich freue mich, daß du da bist. Ich wußte, daß du kommen würdest, wenn ich die richtige Spur lege, du verfluchter Hundesohn! Ich werde dich zerstückeln!«

Kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, als ich bereits meinen Standplatz wechselte. Ein paar Schritte nach links lief ich und sprang dann mit einem Satz vorwärts, um hinter

einem Busch zu landen. Dort fiel ich förmlich zusammen. Mit der Beretta konnte ich gegen ihn nichts ausrichten, das stand fest. Aber ich besaß noch mein Kreuz und auch den Bumerang. Jetzt war ich froh, die doch ziemlich schwere Waffe nicht im Kofferraum gelassen zu haben. Ich zog sie hervor und wog sie prüfend in der Hand.

Es war natürlich bei diesem Licht ein Risiko, den Bumerang zu schleudern. Wenn mein Gegner auftauchte, dann mußte ich ungeheuer schnell sein, damit ich auch traf.

Noch einen letzten Blick warf ich zum Fenster. Dort erschien die Gestalt des Polizisten.

»Weg!« fauchte ich ihn an. »Verschwinden Sie!«

»Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Ihr Kollege ...« Er brauchte nicht mehr weiterzusprechen, denn Suko erschien neben ihm.

»Los, Alter, spring! Ich bin im Garten!«

Suko jumpte aus dem Fenster, kam sicher auf und bewegte sich sofort auf meine Deckung zu.

Ich winkte ihm.

Zwei Schritte brauchte er, um neben mir zu sein.

Das Geräusch der Säge war verstummt. Der Unhold war verdammt raffiniert, er wollte seinen Standort nicht preisgeben, und wir hatten mal wieder keinen Anhaltspunkt.

Damals hatte man ihn den Dämon mit der Flammenpeitsche genannt. Jetzt benutzte er eine Säge, um zu zerstückeln. Und er wollte sich rächen, weil ich ihm einmal eine Niederlage bereitet hatte ...

Zum Glück war der Polizist vom Fenster verschwunden. Er befand sich in keiner unmittelbaren Gefahr mehr.

»Was war denn los?« hauchte ich.

»Da ist alles im Eimer«, erklärte Suko ebenso leise. »Der muß irgendwer ein Hauptkabel durchgeschnitten haben.«

»Durchgesägt ...«

»Scherzbald.« Suko bewegte den Kopf. »Am besten wäre es, wenn wir uns trennen würden - oder?«

Ich war einverstanden, denn wenn wir das taten, konnten wir den Unhold in die Zange nehmen.

Wie ein Spuk in der Nacht, so schnell war Suko verschwunden.

Ich blieb noch hocken. Dabei lauschte ich auf die Geräusche. Kein Tier der Nacht meldete sich, alles war still. Nur das alte Laub raschelte, wenn der Wind es durcheinanderwirbelte. Wir hatten Glück mit dem Regen, denn er war nicht stärker geworden. Nach wie vor fielen nur einige schwere Tropfen und klatschten auf die Blätter.

Von Suko sah und hörte ich nichts mehr. Der Chinese glich manchmal einem Indianer, war ein Meister im Anschleichen. Wenn Belphégor irgendwo lauerte, würde er den Inspektor kaum bemerken.

Ich lauschte wieder zum offenen Fenster hin. Aus dem Dienstzimmer hörte ich kein Geräusch. Zum Glück verhielten die sich dort anwesenden Personen still.

Mich hielt nichts mehr auf meinem Platz. In geduckter Haltung und immer die Deckung der Büsche ausnutzend, bewegte ich mich nach links, in die genau entgegengesetzte Richtung meines Kollegen und Freundes Suko.

Es war nur zu wünschen, daß sich Belphégor irgendwie verriet, und ich hoffte darauf, daß er die Säge wieder anstellte.

Die Finsternis schützte uns genauso wie ihn. Jetzt kam es darauf an, wer die besseren Nerven besaß - er oder wir. Dabei ahnten weder Suko noch ich, daß der Dämon uns reingelegt hatte wie zwei Anfänger ...

Kalte, erbarmungs- und gnadenlose Augen schauten auf den bläulich schimmernden Stahl der Säge, der jetzt ruhig in der Hand des Unholds lag. Er hatte die Säge wieder ausgeschaltet, als Lockmittel hatte sie vollauf ausgereicht. In den Augen des Dämons blitzte es für einen Moment

triumphierend auf. Beide Geisterjäger waren auf seinen Trick hereingefallen. Er hatte sie aus dem Haus locken wollen, und das war ihm gelungen.

Während die Säge lief, hatte er sich nahe der Hauswand aufgehalten, denn sie warf einen so düsteren Schatten, daß der Dämon von ihr verschluckt wurde.

Er hatte gesehen, wie sein Feind John Sinclair aus dem offenen Fenster gesprungen war, und er hätte ihn zu gern attackiert, doch Sinclair war sehr schnell verschwunden.

Belphégor hatte sich stark verändert. Seine Gestalt war von Kopf bis Fuß in Leder buchstäblich eingewickelt, und an seinem Kopf sah dieses Material aus wie ein lederner Mumienverband.

Nur zwei Schlitze für die Augen waren freigelassen.

Und gerade die Augen waren es, die absolut tödliche Kälte verströmten.

Er war zurückgekehrt, und er wußte einen schaurigen Dämon hinter sich. Ein Untier aus der Urzeit.

Izzi, der Höllenwurm!

Mit ihm zusammen wollte er die Welt aus den Angeln heben. Was hier in dem Garten geschah, war nur ein kleines Vorspiel, ebenso die Menschen in der Mühle, die er getötet hatte, um neue Kräfte zu erlangen. Belphégors wahre Pläne sahen völlig anders aus, und dafür hatte er die Unterstützung der Großen Alten erhalten, die ihm Izzi zur Seite stellten.

Eine Stadt sollte zittern.

Paris!

Ja, die Stadt an der Seine hatte er sich ausgesucht. Hier wollte er seine Kraft ausspielen und seine Gegner fertigmachen.

Er hätte sich zwar liebend gern länger um den Geisterjäger gekümmert, als ihn mit ein paar Worten zu schrecken, doch das war nicht möglich, die andere Sache drängte.

Er wollte nur noch ein kleines Abschiedsgeschenk hinterlassen, wie versprochen.

Sinclair wußte nicht, wo er steckte, und er würde es auch weiterhin nicht wissen, denn Belphégor verstand es, lautlos voranzugehen. Nicht ein Geräusch entstand, als er sich im Schutze der Mauer auf die Hausecke zu bewegte, um sie herumhuschte und sich an der Schmalseite des Polizeigebäudes wiederfand.

Das war ausgezeichnet, denn Sinclair hatte nichts bemerkt. Nur ein paar Schritte brauchte er zu laufen, um das Ende der Breitseite zu erreichen. Noch einmal um die Ecke, dann stand er vor dem Polizeigebäude.

Das Licht hatte er buchstäblich zersägt. Auch die Lampe über der Tür brannte nicht.

Finsternis umschloß das Gebäude ...

Für ihn, das Geschöpf der Nacht, genau richtig.

Einen kurzen Blick aus seinen gnadenlosen Augen warf er auf die Treppe, dann stieg er lautlos die Stufen zur Eingangstür hoch ...

»Nein, nein, nein!« Maria Ketto starzte zum Fenster hin und schrie. »Den schafft ihr nicht, niemals! Der Mann mit der Säge - das ist Belphégor, und der ist stärker als ihr, glaubt mir!«

»Ach, halt den Mund!« Die Polizisten waren langsam sauer. Auch sie fühlten sich unwohl in ihrer Haut, wollten es allerdings nicht zugeben. Bisher war den beiden die Polizeistation immer wie ein zweites Zuhause gewesen, sie hatten einen ruhigen Job gehabt, so am Strand von London. Nun aber war diese seltsame Idylle gestört. Das Unheil, das Grauen brach über sie herein, ohne daß sie etwas dagegen unternehmen können.

Ihre Welt war nicht mehr in Ordnung.

Und auf einmal empfanden sie den großen Raum nicht mehr als gemütlich, eher beklemmend und unheimlich. Das andere lag wie eine stumme Drohung über ihren Köpfen.

Hinzu kam noch die junge Frau, deren Geist sich verwirrt hatte und die sich als Reaktion darauf in düsteren Warnungen und Prophezeiungen erging.

Paul Schrader, der Ältere, erhob sich. »Ich könnte einen Whisky vertragen«, sagte er.

Morgan, sein Kollege, nickte. »Kipp mir auch einen ein.« Kaum stand Schrader, als Maria wieder anfing zu sprechen. »Flieht lieber«, flüsterte sie. »Wenn euch das Leben lieb ist, dann ...«

»Sei endlich ruhig!« zischte Morgan. Er hatte sich auf seinem Stuhl vorgebeugt und starre die junge Frau an.

»Ist euch euer Leben nichts wert?« Sie fragte dies, und sie klang dabei so, als wäre ihr Geist überhaupt nicht verwirrt. Schrader antwortete. Er schenkte bereits den Whisky ein.

»Doch, unser Leben ist uns einiges wert. Sogar sehr viel. Aber wir sind zu viert, wenn ich die Yard-Leute mit hinzurechnen. Und der Kerl mit der Säge ist allein. Das darfst du nicht vergessen.«

»Er schafft alles!«

»Wenn du meinst, Mädchen, bitte.« Schrader stellte die beiden Gläser auf den Schreibtisch. Er schielte zum offenen Fenster hin und dachte darüber nach, ob er nicht lieber auch nach draußen gehen und nachschauen sollte.

Davon jedoch hatte der Oberinspektor nichts gesagt. Und Schrader hielt sich an Anordnungen.

Er gab seinem Kollegen das Glas. Beide tranken. Sie lauschten zudem, hörten jedoch nichts Verdächtiges.

»Da unten ist alles zerstört«, sagte Morgan, als er sein Glas absetzte. »Wir müssen einen Reparaturtrupp holen, der die Dinge wieder in Ordnung bringt.«

Schrader nahm wieder einen Schluck Whisky, der ihm ein wenig Farbe ins Gesicht zurückbrachte.

»Vielleicht können wir ihn noch fragen«, meinte Morgan.

»Ihr werdet nicht dazu kommen.« Es war Maria, die diese Worte sprach. »Nie werdet ihr dazu kommen. Er macht euch

fertig.« Sie setzte sich plötzlich aufrecht.

»Was ist los?« wollte Schrader wissen. Ihm war die Veränderung des Mädchens nicht entgangen.

»Er kommt ...« Maria sprach leise, aber dennoch so laut, daß ihre Worte gut zu verstehen waren. »Er kommt her - er ist da!«

»Und wo?«

»Drauß en im Flur. Ich merke es, ich fühle es. Er ist besser und stärker als die anderen.«

Die letzten Worte des Mädchens hatten die Polizisten beeindruckt. Sie wandten ihre Köpfe und schauten gemeinsam mit Maria Ketto zur offenen Bürotür hin.

Schritte hörten sie nicht. Dafür etwas anderes. Das hohe singende Geräusch der eingeschalteten Säge ...

»Er ist da!«

Keiner der Polizisten widersprach. Sie hörten es ja selbst, das scharfe Sirren der Säge, und das war Beweis genug.

Jetzt waren auch Schritte zu hören.

Dumpf klangen sie auf. Sie übertönten sogar das Geräusch der eingeschalteten Handsäge, und im nächsten Augenblick erschien der Unheimliche in der offenen Tür.

Er sah schrecklich aus.

In Leder war er regelrecht eingewickelt. Auch der Kopf bestand aus dicken Lederschnüren, wo nur zwei Schlitze für die kalten, grausamen Augen freigelassen worden waren.

Und diese Augen waren allein auf die drei Menschen fixiert. Wenn Blicke töten könnten, wären die drei längst nicht mehr am Leben gewesen.

Jeder von ihnen spürte die Aura des Bösen, die diese Gestalt ausstrahlte. Sie war nur noch als kompakter Schatten zu sehen. Zwischen dem oberen Türrand und ihrem Schädel befand sich kaum Platz. Und dicht darunter leuchteten die Augen wie zwei blaue Kristalle.

Schlimm war die tödliche Musik der Säge. Das Instrument selbst verschwamm fast in der wattigen Finsternis, nur der Stahl blitzte hin und wieder auf.

Damit wollte er morden.

Schrader öffnete mit der rechten Hand die Klappe seiner Pistolentasche, doch er brauchte Zeit dafür, denn seine Finger zitterten sehr stark.

Morgan saß wie angewurzelt. Er starrte auf den Unhold, als könnte er es nicht fassen, ihn vor sich zu sehen. Er kam sich vor wie in einem Alptraum. Bisher hatte er das alles nicht so recht glauben wollen, nun aber wurde ihm bewußt, daß der Alptraum Realität war.

Wie ein Denkmal stand Belphégor da. Er starrte die drei Personen an, die seine Opfer werden sollten.

Auch das Mädchen rührte sich nicht. Sie sagte auch nichts, sondern zitterte nur, der Mund stand halb offen, die Augen ebenfalls.

Schrader war es gelungen, seine Waffe zu ziehen. Wenn der Unhold etwas bemerkte, so zeigte er dies nicht, denn er stand nach wie vor lauernd in der Tür.

Schrader hob den rechten Arm. »Dich leg' ich um!« keuchte er. »Verdammt, dich mache ich fertig!«

Fahlgelb blitzte es vor der Mündung auf. Für Bruchteile von Sekunden wurde die unmittelbare Umgebung erhellt, dann war es wieder düster, und Paul Schrader sah, wie die Kugel einschlug.

Ein harter Treffer, etwa in Körpermitte, schüttelte die Gestalt durch. Schrader wartete darauf, daß sich etwas tat, er konnte sich nicht vorstellen, daß jemand eine Kugel verkraftete.

Einen Moment später mußte er seine Meinung revidieren. Der Unhold steckte den Treffer weg, als wäre er nichts, und er ging selbst zum Angriff vor. Plötzlich bewegte er seinen freien Arm, er schlug damit eine halbe Drehung, und einen Augenblick später erschien etwas in seiner Hand.

Es war eine flammende Peitsche.

Düsteres Lachen drang unter der Ledermaske hervor, denn der Hexer mit der Flammenpeitsche machte seinem Namen alle Ehre.

Auch Maria sah die flammende Peitsche. Sie schoß von ihrem Stuhl hoch und begann gellend zu schreien.

Sie sah das Feuer.

Und gerade Feuer war für sie der Inbegriff von Angst, Vernichtung und Tod!

Flammenzungen leckten über den Boden, pufften hoch und wurden zu einer rot leuchtenden Wand, die im Nu das Zimmer erfüllte und ein makabres Spiel aus Licht und Schatten begann.

Wieder ein Schlag.

Während das Mädchen weiterhin gellend schrie, flog die Peitsche zur Seite, und die langen Flammenzungen griffen wie gierige Finger nach Paul Schrader.

Sein Gesicht wurde aus dem dunklen Hintergrund hervorgerissen. Die Züge waren vor Grauen und Entsetzen entstellt. Und dann packten die Flammen zu ...

Wir hatten den Schuß vernommen!

Obwohl Suko und ich voneinander getrennt waren, reagierten wir gleichzeitig, als hätten wir uns abgesprochen.

Keiner blieb mehr auf seinem Fleck. Beide hatten wir die gleiche Idee. Und wir trafen uns in Nähe des Fensters.

»Er hat uns reingelegt!« rief Suko, als er nur meine Schattengestalt sah. »Dieser Hundesohn muß vorn herumgegangen sein«

Da vernahmen wir auch schon die Schreie. Über uns wurde es hell, da ein flackernder Schein aus dem offenen Fenster nach draußen drang und unsere Gesichter mit einem Schimmer überzog.

Die Fensterbank war so hoch, daß wir sie mit einem Sprung nicht erreichen konnten.

Aber wir mußten in das Zimmer.

Die Entscheidung fiel rasch. Ich deutete Suko an, daß er die Hände zusammenlegen sollte. Mein Partner verstand und reagierte sofort.

Er legte die Hände gegeneinander, ich stieg in seine Handfläche, und Suko wuchtete mich in die Höhe. Ich hatte meine Arme ausgestreckt, die Finger erreichten den Rand der Fensterbank, und ich klammerte mich daran fest.

»Noch weiter!« keuchte ich.

Suko schleuderte mich hoch. Ich zog ein Bein an, fand den nötigen Halt und rollte mich auf die Bank.

»Ich laufe vorn herum!« rief mein Partner. Er wartete eine Antwort meinerseits erst gar nicht ab und verschwand.
Ich schaute in das Zimmer.

Eine Flammenwand! Es war der erste Eindruck, den ich wahrnahm, doch er täuschte, es war keine direkte Flammenwand, sondern mehr eine feurige Gasse, die Belphégor mit seiner Peitsche geschlagen hatte.

Furchtbar hatte er zugeschlagen. Im ersten Moment war ich entsetzt, denn einen der Polizisten hatten die magischen Flammen erwischt. Magische Flammen deswegen, da er trotz des Feuers nicht richtig verbrannte.

Die Flammen lösten ihn auf.

Er konnte nicht mehr schreien, weil seine Haut zu einer teigigen Masse geworden war, die über sein Gesicht verlief und es auf gräßliche Art und Weise entstellte.

Ich drehte fast durch.

Mein Zorn explodierte. In diesen Augenblicken sah ich rot. Magisches Feuer, das Menschen zerstörte. Menschen, die nicht geschützt waren.

Ich aber war es. Durch mein Kreuz fühlte ich mich geschützt, und ich setzte es ein.

Vorbei an der schreienden Maria Ketto rannte ich und hielt

das Kreuz in meiner vorgestreckten Faust. Genau visierte ich die Flammenwand an, spürte, wie das Kruzifix geschüttelt wurde, als es die starke gegensätzliche magische Strömung wahrnahm, und dann tauchte meine Hand mit dem Kreuz in die Flammenwand.

Ich spürte den Ruck. Mir kam es vor, als wären die Flammen widerstandsfähig, doch ich schlug mit dem Kreuz eine Bresche in das magische Feuer, das plötzlich zurückwich, auseinanderfächerte, aber von verschiedenen Seiten her wieder zentral zusammenlief und sich zu einer wirbelnden und fauchenden Säule vereinigte.

Sie war sehr hoch, drehte sich auf dem Boden, erreichte die Decke und fächerte dort auseinander. Zudem hatte sie sich zwischen mir und Belphégor aufgebaut, so daß ich den verdamten Dämon kaum zu Gesicht bekam. Nur als einen konturlosen Schatten.

Ich stürzte auf die Säule zu.

Über meinen ersten Erfolg hatte ich mich freuen können, über den zweiten nicht.

Die Flammenwand wanderte.

Und sie war schnell.

Zu schnell für mich.

Bevor ich sie zum zweitenmal mit dem Kreuz attackieren konnten, schlug sie einen Bogen, der aussah wie ein großes Fragezeichen. Einen Augenblick später zischte sie auf Belphégor zu, der sie in seiner Peitsche auffing, wo sie zusammensackte und völlig verschwand.

Ich aber war nicht mehr zu bremsen.

Ich wollte Belphégor.

Durch die Erfolge meines Kreuzes ermuntert, ging ich ihn an.

Der Unhold schleuderte mir die Säge entgegen.

Sie lief. Das gefährliche Blatt zitterte. Zwar riß sie der Handgriff nach unten, aber sie behielt ihre eigentliche Richtung bei. Und die war auf meinen Kopf gezielt.

Kopf, Hals oder Brust. Eines von den dreien würde sie treffen, falls ich nicht sofort etwas unternahm.

Aus vollem Lauf warf ich mich zur Seite. Das Gesicht und meinen Hals brachte ich in Sicherheit. Ich zog auch noch die linke Schulter hoch. Aber nicht weit genug. Das verdammte Sägeblatt erhielt kurz zuvor einen widerlichen Drall, und ausgerechnet mit der Schneide erwischte es mich an der Schulter.

Der Stoff riß. Da klaffte plötzlich eine Lücke. Auch im Fleisch meiner Schulter. Der Schmerz war böse. Ich warf mich gegen die Wand, hörte, wie die Säge zu Boden polterte, und ich hörte auch das dreckige Lachen des Dämons, der in diesem Augenblick verschwand.

Hart biß ich die Zähne zusammen. »Suko!« Ich brüllte den Namen meines Partners und hoffte, daß der Inspektor meine Warnung verstehen würde. Dann torkelte ich zur Seite.

Dorthin, wo eine Taschenlampe lag. Die nahm ich an mich und drehte meinen gesunden Arm so, daß ich die anderen anleuchten konnte.

Der jüngere der beiden Polizisten war gezeichnet. Er hockte am Boden und hatte seine Hände vor das Gesicht geschlagen. Aus seinem Mund drangen schluchzende Laute, die ich verstand, obwohl er die Finger gegen die Lippen preßte.

Maria saß vornübergebeugt. Die Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers nach unten, der Kopf pendelte, in ihren Augen lag ein irrer Ausdruck, und aus dem offenen Mund drangen seltsame Laute, die wie ein Würgen klangen.

Der letzte Polizist war nicht mehr zu retten. Ihn hatte das Feuer Belphégors voll erwischt. Allerdings war seine Haut nicht verbrannt, nein, ebenso Schlimmes war damit geschehen. Sie hatte sich verändert und erinnerte an eine teigige, ineinanderrinnende und nach unten laufende Masse. Dabei verlor der Mann immer mehr an Größe. Er sackte zusammen, wurde kleiner und kleiner. Wenn es so weiterging, würde er

bald nur noch eine schleimige Masse sein, die mich fatal an einen widerlichen Ghoul erinnerte.

Ich ging zu ihm. Wahrscheinlich konnte er mich noch erkennen, denn seine Blicke nahmen einen flehenden Ausdruck an, den ich gut verstand. Das Kreuz mußte mir helfen.

Damit erlöste ich ihn.

Es ging innerhalb von Sekunden. Zuletzt lag nur noch ein mit Schleim bedecktes Skelett vor mir, das war alles.

Belphégors Rache hatte ihn schrecklich getroffen, und ich wußte nun, was uns von diesem Dämon erwartete.

Suko fiel mir ein.

Himmel, der Chinese wartete draußen. Wahrscheinlich war er Belphégor in die Arme gelaufen.

Auf den Schmerz in meiner Schulter achtete ich nicht, als ich den Raum verließ.

Die Außentür stand offen. Im Dunkeln verschwanden die einzelnen Stufen wie in einem Tunnel.

Am rechten Pfosten blieb ich stehen. »Suko?«

»Verdammt, John, was ist? Wo bist du?«

»Hier oben.« Meine Stimme klang erleichtert. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich Suko hörte. Dann sah ich ihn. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hoch und bei mir. Er sah, daß es mir schlecht ging und fragte: »John, was ist geschehen?«

»Wo ist Belphégor?«

»Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

»Kein Feuer?«

»Doch, aber ...«

»Suko, das war er. Laß es dir gesagt sein, es war Belphégor, der da verschwunden ist.«

»Aber ich konnte ihn nicht mehr stoppen, John. Er war zu schnell.«

»Schon gut, Alter, laß uns reingehen.«

»Wie sieht es dort aus? Schlimm?«

Ich lachte hart und bitter auf. »Schlimm ist kein Ausdruck.

Belphégor hat gewütet.«

»Und getötet?«

»Auch das, mein Freund.« Ich senkte den Kopf. »Ich sage dir, Suko, er ist noch mächtiger geworden, als er ohnehin schon war. Auf jeden Fall hat er hier alle Spuren verlösch.« »Wenn man dich so reden hört, könnte man meinen, sein Gastspiel sei hier beendet.«

»Das ist durchaus drin.«

Suko hob die Schultern. »So richtig überzeugt bin ich davon nicht, John. Aber wir werden es sehen.«

Nebeneinander gingen wir zurück in die Revierstube.

Sichtbare Verbrennungsspuren hatte das Feuer Belpégo's nicht hinterlassen. Als ich die Lampe nahm und gegen die Decke leuchtete, sah ich dort nichts, was an einen Feuerfleck im entferntesten erinnerte.

Auch Suko sah den Toten. Erschüttert blieb er neben dem von Schleim umflorten Skelett stehen. Dabei schüttelte er den Kopf, als könnte er es nicht fassen.

Ich ließ mich auf einen Schreibtisch fallen und blieb erst einmal dort sitzen. Die zweite Lampe hatte ich geholt. In ihrem Schein schaute ich mir die Wunde an meiner Schulter an.

Sie sah ziemlich böse aus. Da klaffte ein regelrechter Riß im Fleisch. Und er tat höllisch weh.

Erst jetzt merkte Suko, daß mein Kampf gegen Belpégor nicht so einfach über die Bühne gelaufen war. Der Inspektor kam rasch zu mir, sein besorgtes Gesicht schimmerte im Lampenschein bleich, als er flüsterte: »Himmel, das ist ja alles voller Blut.«

»Nur ein Kratzer.«

»Das sagst du so in deinem jugendlichen Leichtsinn.« Der Chinese schoß wieder in die Höhe und schaute sich um.

»Hier muß es doch einen Verbandskasten geben.« Er eilte suchend durch den Raum.

Der Lampenstrahl tanzte dabei und huschte über Wände und Möbelstücke.

In einem der Schreibtische fand mein Freund, was er suchte. Den zweiten Polizisten hatte er nicht ansprechen können. Der Mann hockte am Boden und weinte.

Zum Glück war das Mädchen ruhig.

Auf dem Weg zu mir gab Suko der Säge einen Tritt, daß sie gegen die Wand geschleudert wurde und dort liegenblieb.

»Man sollte diesen Unhold in Stücke sägen!« stieß er fluchend hervor, bevor er bei mir Samariter spielte.

Mit dem Messer mußte er den Stoff aufschneiden. So gut es möglich war, entfernte er Fasern aus den Wundrändern und holte anschließend das größte Pflaster hervor, das er fand.

Vorher allerdings desinfizierte er die Wunde noch.

Ich knirschte mit den Zähnen. »Verdammst, kippst du da Essig rein?«

»So ungefähr«, erwiederte Suko ungerührt.

Unser munterer Dialog wurde allerdings unterbrochen, als wir vor dem Haus das Geräusch eines Wagenmotors vernahmen, das allerdings schnell verstummte.

»Da kommt jemand!« Suko rutschte von mir weg. Bis zur Tür kam er nicht. Dort erschienen plötzlich zwei Gestalten, die von Suko angeleuchtet wurden.

»Verdammst, hier ist kein Licht. Wo kann denn ...?«

»Guten Abend«, sagte der Chinese. »Bevor Sie hier durchdrehen, darf ich mich vorstellen. Mein Name ist Inspektor Suko. Oberinspektor Sinclair befindet sich ebenfalls hier.«

Die hektischen Bewegungen der herbeigeeilten Beamten wurden langsamer. Schließlich kamen sie näher, und wieder wurde die Frage nach dem Licht gestellt.

»Hier funktioniert nichts mehr«, erklärte ich. »Weder das Licht noch das Telefon.«

»Deshalb haben wir keine Verbindung bekommen«, hörten wir einen der Besucher sagen. »Wir haben es immer wieder versucht, und da wurden wir mißtrauisch und wollten selbst

nachschauen.« Er räusperte sich. »Was ist denn eigentlich geschehen, und weshalb hockt Morgan am Boden?«

»Hier war die Hölle los«, antwortete ich.

Es dauerte lange, bis wir den beiden Polizisten erklärt hatten, was innerhalb dieser Dienststelle vorgefallen war. Sie wollten es uns kaum glauben.

Telefonieren mußten wir ebenfalls. Das übernahm Suko. Er verschwand und rief von meinem Bentley aus an. Ein Arzt mußte her, dazu ein Wagen der Ambulanz. Unseren Chef, Sir James Powell, wollte er auch noch über die Vorfälle informieren.

Bei mir hielt das Pflaster nicht. Es deckte die Wunde zu schlecht ab. Blut rann hervor.

»Die muß genäht werden«, sagte der Polizist.

»Darauf kann ich verzichten.«

»Es wird wohl kein Weg daran vorbeigehen, Sir«, erklärte er mir ungerührt. »Ich bin als Sanitäter ausgebildet und kenne mich da ein wenig aus, glauben Sie mir.«

»Der Knochenflicker ist ja bald da«, sagte ich.

Lange brauchte ich wirklich nicht mehr zu warten. Die Ambulanz kam in großer Besetzung. Drei Streifenwagen rollten zusätzlich vor dem Bau aus. Einer war sogar mit zivilen Beamten besetzt, die mich zum Glück kannten.

Von Scotland Yard sollten Spezialisten geschickt werden, um die Überreste des toten Polizisten abzutransportieren.

Dann schaute sich der Arzt meine Wunde an. »Nähen«, stellte er trocken fest, »und dann den Arm ruhig halten!«

»Wie lange denn, Doc?«

»Bestimmt zwei Wochen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das können Sie sich abschminken. So lange kann ich nicht pausieren. Nähen können Sie mir die Wunde, das ist auch alles.«

Es gab noch ein Hin und Her. Beide waren wir nicht zu belehren. Ich setzte mich schließlich durch. Mit Maria wollte ich auch einige Worte reden. Leider war es nicht möglich. Ich

konnte das Mädchen nicht ansprechen, es befand sich in einer völlig anderen Welt.

Im Krankenhaus wurde die Wunde genäht. Da hatte mich der Knochenflicker hingeschleift. Auch die Weißkittel wollten mich da behalten. Unser Abschied glich schon mehr einem klammheimlichen Verschwinden. Als wir schließlich im Wagen saßen, den Suko steuerte, atmete ich auf.

»Und jetzt?« fragte der Chinese.

»Ich gehe ins Bett«, erwiderte ich.

»Was ist mit Belphégor?«

Ich deutete nach hinten, wo wir die Säge hingelegt hatten.

»Vielleicht holt er sie sich zurück, dann packen wir ihn.«

Pink Floyd hatte gerufen - und alle kamen.

>The Wall<, lief. Der Film, die Supershow, das irre Vergnügen zwischen Horror, Wahnsinn und Rock. Ein Erlebnis, Rauschgift für die Nerven, weg vom Frust, ein Karussell des Schreckens.

Die Werbeleute hatten sich viel einfallen lassen, um den Film anzuheizen. Ihre Slogans waren auf fruchtbaren Boden gefallen, denn die Leute kamen. Sie wollten >The Wall< nicht nur sehen, sondern auch erleben. Pink Floyds Meisterwerk sollte zur Geburtsstätte eines neuen Kults werden. Man wollte die Theorien in die Welt hinaustragen und sie noch mehr publik machen.

In Europa rannten die Menschen in die Kinos. Ob in Berlin, Wien oder Paris, der Film zog die Massen magisch an. Ähnlich wie das große Fantasy-Spektakel >Conan<.

Nicht nur junge Menschen wollten Pink Floyds Musik hören und die Bilder erleben, auch ältere, wobei man die, die die 30 bereits erreicht hatten, ruhig als älter bezeichnen konnte.

Zur ersten Vorstellung mußte man die Karten im Vorverkauf erstehen. Zu den Glücklichen, die eine Karte

ergatterten, gehörte auch eine außergewöhnliche Frau, an der zuerst die grün lackierten Fingernägel auffielen. Diese Frau lebte in Paris, und in einem der großen Kinos der Seine-Metropole hatte auch der Film seine französische Premiere. Die Frau mit den grünen Fingernägeln ließ sich mit einem Taxi zum Filmpalast fahren. Es war ein großes Gebäude, nannte sich KINOPANORAMA und lag nahe der Avenue de Suffren, nicht weit vom weltberühmten Eiffelturm entfernt. An diesem lauen Oktoberabend war wirklich der Teufel los. Halb Paris schien sich versammelt zu haben. Hinzu kamen die Touristen, die vom in der Dunkelheit angestrahlten Eiffelturm in die Vergnügungsstätten drängten oder nur einmal das Flair dieser vielbesuchten Stadt kennenlernen wollten.

Dadurch verschlimmerten sie das Chaos noch.

Sogar der Taxifahrer stöhnte. Sein Renault war mit Beulen und Rostflecken übersät. Auf der Fahrt zum Kino allerdings war nichts weiter passiert.

»Irgendwann drehe ich bei diesem Verkehr noch einmal durch. Madame, Paris ist längst nicht mehr das, was es einmal war, das kann ich Ihnen sagen.«

»Sie haben recht.«

»Sie kommen aus der Stadt?«

»Ich wohne hier.«

Der Fahrer wedelte mit der Hand. »Dann brauche ich Ihnen ja nichts zu sagen.«

Nein, das brauchte er nicht. Die Frau mit den grünen Fingernägeln kannte sich wirklich aus. Aber nicht nur in der realen Welt, auch in der anderen, der Geisterwelt, der nicht meß- und faßbaren Sphäre, war sie zu Hause. Denn die Frau zählte zu den bekanntesten Hellseherinnen und Astrologinnen der Welt.

Es war Madame Tanith!

Wie sie richtig hieß, das hatte sie vergessen. Jeder kannte sie nur unter dem Namen Tanith. Und diejenigen, die sie kon-

sultierten, waren keine Spinner oder Leute, die sich einen Spaß aus dem Besuch machen wollten - nein, zu den Kunden zählten Politiker ebenso wie Kapitäne der Wirtschaft oder bekannte Künstler.

Der Sitz in Paris war gut gewählt. Tanith hatte hier ihr Publikum. Sie konnte schalten und walten, und es kam nur selten vor, daß sie an einem Tag keinen Kunden hatte. Dabei sah sie nicht aus, wie man sich landläufig eine Hellseherin vorstellt. Natürlich, sie fiel ein wenig auf. Allein wegen ihres roten Haares, das wie eine gewaltige Flut zu beiden Seiten des Kopfes hing. Nur sie allein wußte, daß es gefärbt war, aber das gehörte eben zum Job. Zudem sah es im Schein der Kerzen aus wie gegossenes Kupfer. Und Kerzen brannten immer, wenn sie die Zukunft eines Klienten durchforschte. Ihr Gesicht hatte einen aparten Schnitt. Es war schmal, die Wangenknochen standen ein wenig hervor, der Mund zeigte eine gewisse Reife, und ihre Augen schimmerten wie zwei dunkle Seen. Immer sehr geheimnisvoll und lockend.

Für diesen Abend hatte die etwa 40jährige Frau eine lockere Kleidung angezogen. Sie trug Jeans, die sich um ihre Beine spannten, einen Pullover mit der Aufschrift einer Universität, und darüber hatte sie eine leichte Strickjacke geworfen, die vorn offenstand. Eine Schultertasche vervollständigte das Gesamtbild.

Sie fuhren schon längst auf der Avenue de Suffren und schoben sich immer weiter vor. Stoßstange an Stoßstange rollten die Wagen. Ein jeder hatte ein Ziel, und kaum jemand würde es mit seinem fahrbaren Untersatz so schnell erreichen. Irgendwann blieb jeder im Verkehr stecken, gab aber nicht auf, fuhr weiter, und so kam es zu einem ewigen Kreislauf, der nicht mehr zu stoppen war.

»Es ist in diesen lauen Herbst- und Frühlingsnächten so«, beschwerte sich der Fahrer. »Da sind die Leute wie verrückt!« Tanith lachte. »Paris ist eben eine besondere Stadt.«

»Ja, da haben Sie recht. Aber wenn Sie über 20 Jahre lang in

dieser Stadt Taxi fahren, wünschen Sie sich manches Mal, in der Provence zu sein, das können Sie mir glauben.«

»Wie lange wollen Sie denn noch fahren?«

»Ach, was sag' ich. Meine Kinder studieren. Ich habe dem Sohn angeboten, den Wagen zu übernehmen. Glauben Sie, der hat Lust? Nichts, keinen Bock, sagt er. Ehrlich ...!«

»Man kann die jungen Leute eben nicht zwingen.«

»Der studiert Soziologie. Kommt noch so weit, daß wir mehr Soziologen als Arbeiter haben.«

Tanith lachte. »Da sagen Sie was.«

»Wollen Sie eigentlich auch in den Film?«

»Sonst würde ich ja nicht bis zum Kino fahren.«

»Sie hätten ja auch zur Presse gehören können.«

»Nein, nein, ich will mir den Streifen schon ansehen. Pink Floyd ist ja etwas Besonderes.«

»Für mich nicht.«

»Wieso?«

»Ach, ich mag solche Filme nicht. Ich sehe mir lieber die alten Streifen mit Jean Gabin an.«

»Die waren auch gut.«

Danach schwiegen sie. Hin und wieder schimpfte der Fahrer, mogelte sich in eine Lücke und bog dann in die Avenue de la Motte-Piquet ein, in der der Filmpalast lag.

»Hier sind wir richtig,« bemerkte er und deutete nach vorn.

»Da sehen Sie mal, was dort los ist.«

In der Tat war es gewaltig. Die Menschen hatten sich vor dem Kino versammelt. Sie standen bis zur Straße hin.

Schwarz von Menschen war der Gehsteig vor dem Filmpalast. Wirklich unwahrscheinlich.

»Halten Sie hier an, Monsieur,« bat Tanith. »Den Rest der Strecke gehe ich zu Fuß.«

»Wie Sie wünschen.«

Der Fahrer stoppte. Tanith zahlte den Fahrpreis und verließ den Renault. Sie winkte dem Mann noch einmal zu, bevor sie sich in das Gedränge stürzte.

Pink Floyd zog wirklich die Massen an. Im Nu sah sich Tanith von jungen Leuten eingekleilt. Es gab nur ein Gesprächsthema.

Der Film!

>The Wall< sprengte mal wieder die berühmten Rekorde. Kein Musikfilm würde je soviel einbringen wie dieser Streifen. Die Jugend fühlte sich von den Thesen der Sänger verstanden, sie wollte keine Zucht, keine Ordnung, brauchte nicht zu lernen, weg mit den Schulen, weg mit den Lehrern - doch dabei vergaßen die meisten, daß auch die Gruppe Pink Floyd den ehernen Gesetzen des Showbusineß Tribut zollen mußte, denn allein durch Zufall hatte sie dies nicht erreicht. Dahinter steckte harte Arbeit, eiserne Disziplin, die letztendlich nebst einigen anderen Faktoren diesen Erfolg garantierte. Paris erlebte eine seltene Nacht. Die herbstliche Wärme des Tages hatte sich auch bis in den Abend erhalten. Ein jeder schien zu wissen, daß es höchstens diesen oder noch einen nächsten Tag geben würde, der so verlief, dann würde der normale Herbst kommen und mit ihm die Kälte, die er brachte.

Tanith schlenderte weiter. Sie schaute dorthin, wo der Eiffelturm lag.

Ein Teil seiner Spitze war zu sehen. Das angeleuchtete Stahlgerüst stach in den leicht bläulich schimmernden Himmel, der von einer solch intensiven Farbe war, wie sie kaum ein Maler mischen konnte.

Geräusche, Hupen, Stimmen. Tanith, die Hellseherin, nahm alles auf wie ein gewaltiger Trichter.

Gefahr!

Auf einmal spürte sie das Prickeln auf ihrer Haut. Es war ein Ziehen, das entgegen der Erdanziehung hochlief und erst in ihrem Nacken, dicht am Hinterkopf, endete.

Es kroch auch über ihren Kopf, die Haare wollten sich querstellen, und eine Gänsehaut spannte sich auf dem Gesicht. Sie öffnete ein wenig den Mund und atmete scharf durch die

Zähne, während sie einfach stehenblieb, so daß andere gegen sie liefen, doch das kümmerte sie nicht.

Plötzlich befand sich die Hellseherin wie auf einer Insel. Sie merkte nichts mehr von dem Gedränge um sie herum, sie hielt nur ihre geistigen Fühler ausgestreckt, um die Gefahr zu orten.

Im Gegensatz zu zahlreichen Berufskolleginnen wußte sie genau, daß es sehr seltsame Dinge gab. Die Existenz der Dämonen und Geister war keine Spinnerei, sondern bewiesen, wenn auch die meisten Menschen anders darüber dachten. Aber Tanith hatte es erlebt. Sie selbst hatte Besuch aus dem Zwischenreich gehabt und sogar einen Kontakt zu ihrem großen Geistführer Nostradamus hergestellt.

Das alles war ihr gelungen, weil sie eine besondere Kugel besaß, die aktiviert werden mußte, um ihre Geheimnisse preiszugeben. Das gelang nicht immer, zum Glück jedoch hatte sie etwas bekommen, was für sie sehr wertvoll und unersetztbar war.

Den Kelch des Feuers!

Er war das Gegenstück dazu, denn die Kugel paßte genau in die Öffnung des Kelchs hinein. Sie saß dort wie festgeleimt, als wäre sie extra dafür erschaffen worden.

Tanith hatte sich sehr bemüht, um genaue Zusammenhänge herauszufinden. Bisher allerdings vergebens. Kugel und Kelch schwiegen. Sie gaben ihr Geheimnis nicht preis, doch Tanith war sicher, daß es ihr irgendwann einmal gelingen würde, und sie hatte das Gefühl, daß auch der Kelch in einem unmittelbaren Zusammenhang zu Nostradamus stand. Bis jetzt allerdings war es Spekulation und auch müßig, weiterhin darüber nachzudenken. Sie würde schon einen Weg finden, um zum Ziel zu gelangen.

Ihre Gedanken kehrten wieder zurück in die Realität. Tanith hatte eine Gefahr gespürt. Irgendwo in der Nähe mußte sie lauern. Sie hatte die Hellseherin eingekreist, aber Tanith konnte nichts finden, was auf eine Gefahr hingedeutet hätte.

So wartete sie erst einmal ab.

»He, geh weiter«, hörte sie hinter sich eine Stimme.

Gleichzeitig wurde sie nach vorn gedrückt und in Richtung des Filmpalasts geschoben. Die Menschen mußten sich auf den Gehsteigen aufhalten, da die Straße stark befahren war.

Dicht an dicht fuhren dort die Wagen hintereinander. Ein nie abreißender Strom von Fahrzeugen, der die Besucher zwang, sich auf den Gehsteigen weiterzuschieben.

Am Kino wurde es etwas besser. Die großen Glastüren standen bereits offen. Man ließ die Leute ein.

Tanith stand in der Reihe unter vielen Besuchern und dachte weiterhin über das eben erlebte Phänomen nach.

Es war eine deutliche Warnung gewesen, daran gab es nichts zu rütteln. Nur - wer hatte sie gewarnt? Und wovor? Sie schaute in die Runde.

Erwartungsvolle Gesichter junger Leute. Einige Besucher trugen Radios bei sich. Wer nicht einen Walkman hatte, der ließ sein Gerät plärren. Es waren verschiedene Sender eingestellt, und die Popgruppen heulten durcheinander. >Kiss< und >Genesis< schossen dabei den Vogel ab.

Die Gefahr blieb.

Tanith spürte es immer deutlicher, daß sich etwas über ihrem Kopf zusammenbraute. Es war keine direkte Gefahr für Leib und Leben, niemand befand sich in ihrer Nähe, der eine Pistole oder ein Messer in der Hand hielt. Diese Gefahr braute sich unsichtbar zusammen, und sie kam aus einem Reich, das nicht faßbar war.

Sollte es etwa eine dämonische Verschwörung gegeben haben?

Ein abwegiger Gedanke im ersten Moment, aber Tanith wollte ihn nicht einfach wegwerfen, da lag etwas in der Luft, das ihre sensitiven Nerven genau spürten.

Sie schaute nach oben.

Es war sogar schwer für sie, den Kopf in den Nacken zu

legen, da das Gedränge um sie herum sehr dicht war, aber sie erkannte am Himmel einen seltsamen Schatten.

Ja, genau, einen Schatten!

Er flog seine Kreise.

Tanith blieb stehen, stockte damit den Fluß der anderen, wurde aber vorangestoßen und hörte Schimpfworte.

Sie hatte Konturen erkannt. Diese Schatten waren nicht durch Licht- und Schattenspiele entstanden, sie zeigten deutlich die Umrisse von Flugtieren.

Von Vampiren!

Gewaltige Flügel, ausgebreitet und den Wind ausnutzend, so ließen sich die Blutsauger tragen. In der Dunkelheit war die Entfernung schlecht abzuschätzen, aber Tanith glaubte, daß diese Flugwesen nicht allzu hoch über den Hausdächern schwebten.

Vampire in Paris!

Sie merkte plötzlich, daß ihr der Schweiß aus zahlreichen Poren trat. Auf einmal fühlte sie sich gar nicht mehr wohl, denn die Warnung vor einer Gefahr hatte sich bestätigt.

Sie dachte daran, daß die dicht hintereinandergehenden Menschen zu einer leichten Beute der Blutsauger werden konnten, und sie spürte die Gänsehaut, die über ihren Rücken rieselte.

Es war die Angst!

Sollte die andere Welt schon auf der Lauer liegen? Hatte sie ihre Monster geschickt, um zuzuschlagen?

»Reingehen!« Tanith wurde vorgedrückt.

Einen Augenblick später spürte sie nicht mehr das Pflaster unter ihren Füßen, sondern die Fliesen der Vorhalle des Kinos. Sie schimmerten gelblich, waren mit Abfall übersät, denn zahlreiche Menschen warfen ihre leeren Coladosen und Becher einfach weg. Innerhalb des Foyers hallte die Musik besonders laut, keiner störte sich daran, jeder dachte nur an sich, nur Tanith dachte an die Gefahr.

Immer weiter wurde sie auf den Eingang zgedrängt und

damit noch mehr in die Enge, weil sich die Besucher stauten. Schließlich war sie im Kino. Vorbei an den aufgestellten Automaten ging sie, passierte Stände, an denen Süßigkeiten verkauft wurden, und sah endlich die große Glastür vor sich, deren zwei Flügel einladend offenstanden.

Sie ging hindurch.

Das große Kino war bereits zur Hälfte besetzt. Stimmenwirrwarr erfüllte die Luft. Tanith suchte sich einen Platz in der Mitte aus, blieb aber dicht am Gang, denn sie wollte nicht eingekleilt sitzen.

Das weiche Polster eines Sitzes nahm sie auf. Noch war die Leinwand verdeckt, ein gewaltiger Vorhang bewegte sich. Er warf Wellen, die Falten schienen zu laufen, als würden unsichtbare Hände gegen ihn drücken.

Tanith hatte sich einen Film ansehen wollen. Mit großem Vergnügen war sie hergefahren, doch nun sah alles anders aus. Sie war die einzige, die etwas von der Gefahr ahnte, die über Paris schwebte, und das bedrückte sie stark.

Vampire lauerten.

Riesige Bestien, und sie glaubte daran, daß diese Blutsauger etwas mit dem Film zu tun hatten.

Wieso und weshalb, das wußte sie nicht, aber sie konnte es sich vorstellen.

Das Kino füllte sich weiter. Die Vorstellung war ausverkauft. Jeder hatte seine Karte im Vorverkauf erstanden, und ein jeder würde seinen Platz finden.

Tanith schaute auf die Uhr.

Noch drei Minuten.

Platzanweiserinnen hasteten hektisch auf und ab. Die letzten wurden eingelassen. Der Stimmenwirrwarr war zu einem gewaltigen Brausen angeschwollen, die Spannung stieg.

Der Gong!

Er schwang durch den großen Saal. Ein Zeichen, das jeder Besucher kannte.

Es wurde still.

Kein Radio plärrte mehr. Erwartung diktierte das Geschehen. Allmählich verlöschte das Licht, der große Vorhang bewegte sich stärker. Er schwang zur Seite. Musik erscholl, die Leinwand wurde freigegeben. Der Film begann!

Lady X hatte genau erkundet, wo sich Belphégor aufhielt. In der Nähe von London hatte er sich nach seiner Rückkehr zuerst gezeigt, doch zuschlagen wollte und würde er woanders.

Paris stand auf dem Plan, das hatte ihr der Spuk mitgeteilt. Lady X hatte sich selbst nach Paris begeben. Und sie hatte sich Helfer mitgebracht.

Die roten Vampire!

Es hatte sie viele Worte gekostet, um Vampiro-del-mar davon zu überzeugen, denn er hatte sich von seinen Dienern nicht trennen wollen, mußte jedoch einsehen, daß es besser war, wenn er sich nicht querstellte.

So gab Vampiro-del-mar schließlich nach, und Lady X setzte ihren Willen durch. Die roten Vampire wurden für sie die Kundschafter. Sie sollten die Stadt, wo Belphégor auftauchte, unter Kontrolle behalten. Das taten sie auch.

Von niemandem beachtet, schwebten sie über Paris. Und sie merkten genau, wo sich etwas zusammenballte. Es war nicht weit entfernt von dem berühmten Eiffelturm, der angestrahlt wurde, deshalb mieden sie ihn auch, denn gesehen werden wollten sie nicht.

Deckung gab es für sie genügend. Die alten Häuser der Seine-Metropole mit ihren Dachaufbauten, Atelierwohnungen und Wäldern von Schornsteinen garantierten, daß sie sich immer wieder zurückziehen konnten, wenn es die Lage erforderte.

Natürlich war ihr Hunger nach Blut groß, aber sie hatten den strikten Befehl, sich vorerst zurückzuhalten.

Und so blieben sie über der Stadt.
Gefährliche Wächter, die stets bereit waren, blitzschnell
zuzuschlagen ...

>The Wall< lief!

Der gewaltige Film hatte die Besucher in seinen Bann gezogen. Jeder Zuschauer starrte auf die große Leinwand, die sich leicht gebogen über die gesamte Breite des Filmpalastes hinzog.

Ein Ereignis.

Gewaltig in seinen Dimensionen. Tonqualität im Sensor-Sound. Aus mehreren Lautsprechern drangen die Musik und die Botschaft der Gruppe. Sie erreichten die Menschen, putschten die Nerven auf und brachte sie zum Vibrieren. Ein irres Spektakel lief da ab. Pink Floyd schrie und sang die Botschaft hinaus in die Welt, und die Fans dieser Gruppe hörten gläubig zu. >The Wall< war super.

Vielleicht hätte sich auch Tanith von diesem Sound und dem gesamten Film anstecken lassen, doch ein Vergnügen war es für sie nicht mehr, im Kinosessel zu sitzen. Sie konnte die Gefahr nicht vergessen, die sie zuerst nur gespürt und dann auch gesehen hatte.

Da lauerte etwas ...

Tanith war ziemlich unruhig, wenn nicht sogar aufgewühlt. Sie konnte nicht ruhig auf ihrem Platz sitzenbleiben, drehte sich des öfteren um, suchte nach der Gefahr, doch sie schaute nur in die blassen, teilweise angespannt wirkenden Gesichter der Fans.

Es waren auch zahlreiche Kiffer unter den Besuchern, die ihre Joints rauchten, und der süßliche Geruch schwängerte die Luft.

Noch lief alles glatt. So glatt, daß Tanith schon bald an eine Täuschung glaubte.

Die innere Stimme jedoch blieb. Sie warnte sie weiterhin

vor einer latenten Gefahr, so daß Tanith das Gefühl hatte, daß dieser Film ein auslösender Funken sein könnte.

Sie wartete ab.

Wieder dröhnten die Songs durch den großen Kinoraum.

Auf der Leinwand war eine erschreckende Szene zu sehen.

Ein konservativ scheinender Lehrer, der seine Schüler beschimpfte, die jedoch gegen ihn sprachen und sangen, wobei sie anschließend in einem Labyrinth verschwanden, auf Fließbänder gerieten und zu einem gewaltigen Fleischwolf transportiert wurden, in den sie hineinflogen.

Tanith erschauerte, als sie entdeckte, was sie wieder aus diesem Gerät hervorkamen.

Es war schlimm ...

Und weiter peitschte die Musik, wühlte die Nerven der Besucher noch mehr auf, spitzte sie an und sorgte dafür, daß die Besucher mitlitten und mitgingen.

Der Film zog alle in seinen Bann.

Bis auf Tanith. Sie behielt wohl als einzige den Überblick, und sie sah auch, daß sich etwas veränderte.

Auf der Leinwand lief nach wie vor der Film, aber im Zuschauerraum geschah es.

Jeder einzelne wurde davon betroffen, auch Tanith machte da keine Ausnahme.

Flammenzungen entstanden.

Kleine, winzige Lichter zuerst, und sie schwebten vor den Gesichtern der Zuschauer.

Auch Tanith sah das blasse Feuer, das zwischen ihrem Gesicht und dem Hinterkopf des Vordermanns zitterte. Es war eine winzige Flamme, nicht einmal halb so groß wie ein Finger, doch von ihr ging eine nahezu hypnotische Kraft aus, denn Tanith merkte genau, daß fremde Gedanken in ihr Hirn eindringen und die Initiative übernehmen wollten.

Es hatte nichts mit der Musik zu tun. Diese Ströme waren andere, gefährlich, und vielleicht sollte die Musik nur dazu beitragen, die Menschen für die anderen Gedanken aufge-

schlossener zu machen und ihren eigenen geistigen Widerstand zu brechen.

Tanith fiel auf, daß es ihr selbst schwerfiel, dagegen anzukämpfen. Die kleine Flamme vor ihren Augen hatte eine hypnotische Kraft. Sie brannte ruhig, fast blaß, aber Tanith schien es, als wäre sie der Katalysator, der das Fremde verstärkte, damit es in sie eindringen konnte.

Der Hellseherin brach der Schweiß aus. Sie saß starr auf dem Sitz, hatte die Hände in die gepolsterten Lehnen verkrallt und bekam von dem Film kaum etwas mit.

Die Stimmen und die Musik hörte sie nur noch im Unterbewußtsein, die andere Kraft rückte immer stärker in den Vordergrund, sie wollte Besitz von den Zuschauern ergreifen.

Tanith atmete schwer und heftig. Ihre Brust wogte unter dem Pullover. Sie versuchte, eine gedankliche Sperre zu errichten, damit die fremde Kraft abprallen konnte, aber es gelang ihr nicht so recht. Sie hatte es mit einer ungemein kräftigen Magie zu tun, das merkte sie immer stärker. Und allmählich stieg ein Gefühl der Angst in ihr hoch. Verzweifelt bemühte sie sich, den Blick von der Flamme abzuwenden. Sie wollte auf keinen Fall mehr auf dieses zuckende blasse Feuer schauen, aus dem das Böse strahlte und sie zu überschwemmen drohte.

Was die anderen nicht schafften, das gelang Tanith. Sie widerstand den fremden Gedanken.

Es fiel ihr zwar ungemein schwer, doch die Sperrbarriere konnte sie aufrichten.

Die Hellseherin drehte den Kopf. Plötzlich schaute sie nicht mehr auf die in der Luft schwebende Flamme, ihr Blick war jetzt auf die mit Stoff überspannte Wand gerichtet, wo die Notbeleuchtung brannte. Eine trübe Birne, kopfhoch über dem Boden, verstreute ihr Licht und schuf eine Insel aus rötlich milchiger Helligkeit.

Mit dem linken Arm stemmte sich die Frau hoch. Zum

Glück saß sie am Rand, so daß sie ihren Sitz verlassen konnte und in den Gang neben der langen Reihe torkelte. Fast wäre sie gefallen, denn ihre Beine gaben nach. Kraftlos war sie geworden, und sie hielt sich an der Wand, um überhaupt auf den Beinen zu bleiben.

Dabei atmete sie schwer. Es war mehr ein Keuchen, ein Würgen und Ächzen. Sie schüttelte sich, Schweiß bedeckte ihr Gesicht, die Knie waren weich geworden, die Knochen schienen aus Gummi zu bestehen. Sie mußte sich einfach ausruhen.

Dabei richtete sie ihren Blick zu Boden. Auf keinen Fall wollte sie die Flammen anschauen, die vor jedem Gesicht schwebten und den Geist der Menschen in ihre Gewalt zwangen.

Auf der Leinwand rollte das Geschehen weiterhin ab. Pink Floyd räumte auf. Der hämmernde Sound erreichte die Zuschauer und ihre Gehirne, die jedoch von dem Geist eines anderen längst in Besitz genommen waren.

Belphégor kündigte sein Kommen an. Er hatte die Flammen geschickt, und sie taten ihre Pflicht.

Die Feuerzungen gehorchten dem Hexer mit der Flammenpeitsche. Tanith, die Hellseherin, mußte mit Schrecken ansehen, wie sich die Flammen bewegten und auf die Gesichter der Menschen zustießen.

»Nein!« schrie die Frau. »Nein ...!«

Ihre Warnung hörte niemand oder wollte niemand hören, denn die Feuerzungen verschwanden zwischen den Lippen der Menschen und wurden von ihnen geschluckt.

Belphégor hatte einen großen Teil des dämonischen Ziels erreicht. Die Menschen gehörten ihm.

Der gesamte Vorgang lief in einer erschreckenden Lautlosigkeit ab. Hatte Tanith noch kurz zuvor das Gefühl gehabt, Film und Besucher würden eine Einheit bilden, so stimmte das nicht mehr. Ein anderer hatte die Regie übernommen, das Geschehen auf der Leinwand war für ihn nur

Mittel zum Zweck gewesen. So hatte eine Drogé die andere nur abzulösen brauchen.

Der Film lief weiter.

Nichts mehr deutete darauf hin, daß etwas vorgefallen war. Etwas Unwahrscheinliches, Grauenhaftes, das einfach nicht zu begreifen war. Und es kümmerte sich auch niemand um Tanith, die nicht mehr auf ihrem Platz saß, sondern nach wie vor an der Wand gelehnt stand, von wo aus sie das Geschehen beobachtete.

Eine Flamme war übriggeblieben.

Die von Tanith!

Noch schwebte sie vor und über dem Sitz, doch sie verblaßte allmählich. Ihre Leuchtkraft wurde schwächer, dann war sie verflogen.

Nur allmählich verschwand der Druck aus dem Kopf der Hellseherin. Ihr Herz schlug immer noch sehr heftig, die Knie zitterten nach wie vor, aber es ging ihr trotz allem besser. Sie dachte nicht daran, das Kino zu verlassen, denn sie wollte sehen, wie die fremde Magie wirkte.

Minutenlang geschah nichts. Wie erstarrt saßen die Zuschauer auf ihren Sitzen. Niemand bewegte auch nur den kleinsten Finger. Die Blicke waren gegen die Leinwand gerichtet, wo die überzeichneten Szenen des Films in einer wahren Horrorfolge abliefen.

Wieder dröhnte ein gewaltiger Musikstoß aus den Lautsprechern. Das war ein Signal.

Ein Ruck ging durch die Masse. Körper kippten nach vorn, und Taniths Augen wurden groß, als sie das sah. Schweiß perlte wieder auf ihrer Stirn, denn sie wußte, daß sie bald etwas Entscheidendes erleben sollte.

Und sie hatte sich nicht getäuscht.

Als würden unsichtbare Bänder an den Zuschauern hängen, so wurden die Besucher ruckartig in die Höhe gezogen.

Jeder stand auf. Wie Puppen schnellten sie hoch. Es war ein

unwahrscheinliches Bild, das sich der zuschauenden Tanith bot, und sie wurde den Eindruck nicht los, daß sich Szenen, die sie vorhin noch auf der Leinwand gesehen hatte, wiederholten.

Diesmal in Wirklichkeit.

Die Zuschauer gehorchten den stummen, unhörbaren Befehlen eines anderen. Sie gerieten ebenfalls in die grauenvolle Maschinerie eines mächtigen Dämons, ebenso wie die Menschen auf der Leinwand in die Vernichtungsmaschine. Tanith ballte die Hände zu Fäusten. Was sie hier erlebte, war ein gespenstischer Vorgang, trotz der Lautstärke der Musik, die aus den wattstarken Boxen drang.

Pink Floyd war vergessen.

Ein anderer führte Regie. Einer, der gefährlich war. Wie Denkmäler standen die Zuschauer, bis sich ein Mädchen, das in der ersten Reihe vor dem äußersten Platz stand, bewegte. Es schritt in den Gang.

Tanith hatte zufällig in die Richtung geschaut, so sah sie die Bewegung auch.

Das Mädchen verließ seinen Platz, und sein rechter Arm schnellte nach oben, wobei er in dieser Höhe blieb und die Hand sich zu einer Faust geschlossen hatte.

In der Haltung einer entschlossenen Kämpferin ging sie weiter und näherte sich der Leinwand.

Tanith wollte eingreifen, dann jedoch zuckte sie zurück, um abzuwarten, was noch alles geschah. Das Mädchen näherte sich der mit Bewegungen ausgefüllten Wand, wo urplötzlich ein anderes Bild entstand.

Ein Gesicht war zu sehen.

Belphegor.

Auch Tanith erschrak, als sie das Gesicht sah, das sich deutlich aus dem weiterlaufenden Film hervorkristallisierte. Die Bilder dahinter verschwammen, sie wurden unscharf, und

nur das Gesicht zeigte sich scharf und deutlich. Es war beherrschend.

Dunkel, unheimlich. Fast schwarz. Aber mit zwei Schlitzen versehen, und dahinter funkelten die Augen.

Tanith wurde fast schlecht vor Furcht, als sie diese Augen sah. Kristalle nur, von einer Unbarmherzigkeit, die den Atem stocken ließ. Die Kälte und Gefühllosigkeit des Weltraums war in diesen Augen gefangen, die starr in den Kinosaal gerichtet waren und jeden einzelnen Besucher mit ihren Blicken zu sezieren drohten.

Die Augen waren mörderisch. Und nur sie stachen hervor aus diesem grausamen schwarzen Nichts, das sich so scharf von dem Hintergrund hervorhob, wo der Film weiterlief.

Es sah wohl niemand im Kino mehr die Bilder, sondern nur die schwarze Maske mit den gefährlichen Augen, in denen die Kälte alles überlagerte.

Die Seelen der Menschen waren diesen Blicken preisgegeben. Sie wurden durchbohrt, sie gerieten in den Bann, der sich immer weiter ausbreitete und die Besucher des Kinos so handeln ließ, weil sie nicht mehr anders konnten.

Das Mädchen hatte den Anfang gemacht, andere folgten, sie schritten hinter ihm her, und ihr Ziel war die große leicht gebogene Leinwand.

Dort lauerte das Gesicht.

Und sie gingen hin, streckten ihre Arme aus, als wollten sie in diese Schwärze hineintauchen, sie umfassen und sich ihr opfern, wobei der starre, eiskalte Blick der Augen nach wie vor wie ein Messer auf sie gerichtet war.

In der ersten Reihe hatten sich alle erhoben. Sie standen jetzt vor der Leinwand, streckten ihre Arme dem Gesicht entgegen und bekamen von ihm, was sie wollten.

Feuer!

Auf einmal war es da. Es regnete aus der Leinwand auf sie nieder, umfaßte sie als brennender Schleier, und plötzlich erschienen in ihren Händen kleine, flammende Peitschen.

Tanith war entsetzt!

So etwas hatte sie noch nie gesehen. Hier war finsterste Schwarze Magie am Werk, ein grauenvolles Karussell hatte sich in Bewegung gesetzt, in dem sich die Menschen als lebender Mittelpunkt befanden.

Kaum hatten die Besucher des Films die Flammenpeitschen empfangen, als sie schon weitergingen, wieder in die Reihe hineintraten und sich auf den Sitzen niederließen.

Die Arme hielten sie in die Höhe gestreckt. Die Verlängerung dort wurde von den flammenden Peitschen gebildet, deren Feuer ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten schuf, das über die Decke zuckte und auch auf den Gesichtern der Anwesenden seine Spuren hinterließ.

Sie veränderten sich auf eine erschreckende Art und Weise. Obwohl sie nach wie vor menschlich waren und auch so reagierten, waren sie dennoch in den Bann eines Dämons geraten, und sie würden diesem Teufel auch gehorchen.

Das merkte Tanith genau. Sie hätte gern eingegriffen, aber sie allein war zu schwach. Sie konnte es nicht über sich bringen, da etwas zu tun, denn sie fühlte, daß dieser Dämon dort auf der Leinwand wesentlich stärker war als sie.

Stark und gnadenlos!

Als einzige war Tanith nicht in den Bann dieser Gestalt geraten. Und das hatte sie nur ihrem eisernen Willen zu verdanken, ihren übersinnlichen Fähigkeiten, doch sie kannte auch genau ihre Grenzen. Sie wußte, daß sie gegen diese Gestalt nicht ankam. Der Dämon dort auf der Leinwand war schlimmer, er war gefährlich, ein Monster, das nur an Vernichtung dachte.

Die zweite Reihe der Menschen hatte sich von ihren Plätzen erhoben. Wieder gingen sie wie Marionetten, verließen ihre Plätze, reihten sich hintereinander und schritten auf die Leinwand zu, um ihrem Dämon, dem sie jetzt gehorchten, zu huldigen.

Auch sie erhielten die Flammenpeitschen, schritten wieder zu ihren Sesseln und nahmen dort Platz.

Der Dämon sprach kein einziges Wort. Nur hinter ihm und verschwommen zu sehen, bewegte sich der Film. Er lief dort ab, längst nicht mehr so laut wie zuvor, aber noch immer hallten die Songs der Gruppe durch den großen Kinosaal.

Pink Floyd und der Dämon!

Beide ergänzten sich großartig, wurden zu einer Einheit. In diesem aufwühlenden Film konnte Belphégor seine Kräfte voll entfalten. Man hatte ihm den Boden vorbereitet, den Weg geebnet, den er jetzt nur noch einzuschlagen brauchte.

Tanith mußte mit ansehen, wie sich die Reihen nach und nach leerten. Die Menschen gingen einzeln zu der großen Leinwand hin, holten sich ihr Feuer und waren nun feste Diener in den Händen des großen Belphégor, denn sie konnten sein Erbe hinaustragen in die Nacht und in die gesamte Welt.

Sie hockten auf ihren Sitzen, den rechten Arm jeweils in die Höhe gereckt, und aus ihren Händen wuchsen die flammenhaften Peitschen. Es war ein schaurig-schönes Bild. Das Kino wurde von diesem magischen Licht bis in den letzten Winkel erhellt. Obwohl das Feuer brannte, gab es keine Wärme, keine Verbrennungen, nur das flackernde Licht, dessen Ausläufer Decke und Wände streifte.

Tanith schüttelte den Kopf. Hilflos kam sie sich vor, so schrecklich hilflos.

Was würde geschehen, wenn auch der letzte seine Flammenpeitsche hatte und der Film beendet war?

Eine Frage, auf die sie sich selbst die Antwort gab. Die Besucher würden aufstehen und das Kino verlassen.

Und dann?

Tanith wagte nicht, daran zu denken. In ihrem Magen hatte sich ein Klumpen gebildet.

Wenn die Menschen nun Paris überfluteten und die Botschaft des Dämons hinaustrugen, wobei sie noch andere

mit in den Bann zogen, dann konnte es zu grauenhaften Ereignissen kommen.

Nein, sie durfte nicht so lange warten. Sie mußte etwas tun. Flucht war die einzige Chance. Allein kam sie gegen diese Meute nicht an. Die Menschen würden sie fertigmachen, denn sie standen auf der anderen Seite, und Tanith war allein. John Sinclair!

Wie ein Fanal tauchte der Name in ihrem Gehirn auf. Es war ein Gedanke, und er schien selbst in Flammen zu stehen. Er mußte Bescheid wissen, und Tanith beschloß, ihn so rasch wie möglich anzurufen. Ja, anders konnte es nicht laufen.

Aber der Geisterjäger war weit weg. Er befand sich in London, Hunderte von Meilen entfernt, während sich hier in Paris die Schrecken immer mehr verdichteten.

Tanith wollte das Ende des Films nicht mehr abwarten. Es waren sowieso nur noch einige Minuten. Deshalb machte sie kehrt und verließ mit hastigen Schritten das Kino.

Die Frau an der Kasse schaute sie überrascht an. Sie sah, daß Tanith völlig durcheinander war. Ihr Gesicht glänzte schweißnaß, sie zitterte am ganzen Körper, die Zähne schlugen aufeinander.

»Was ist mit Ihnen? Ist Ihnen der Film so an die Nerven gegangen?« wurde sie gefragt.

»Nein, nein. Aber ich muß telefonieren.«

»Nebenan befinden sich Zellen.«

»Danke.« Tanith lief durch das jetzt leer und gespenstisch wirkende Foyer. Ihre Schritte hallten laut an den Wänden wider. Die Echos begleiteten sie, bis sie die Tür erreicht hatte und sie aufstieß.

Herrlich kühl war es draußen. Erst als der Nachtwind gegen ihren Körper wehte, merkte sie das Frösteln und bekam eine Gänsehaut. Es war doch kälter geworden.

Die Zellen entdeckte sie schnell. Zwei waren es, und sie standen nebeneinander.

Beide waren besetzt.

Junge Leute standen in ihnen. Sie telefonierten. Tanith wußte aus Erfahrung, daß es länger dauern würde, aber die Zeit, sich eine andere Zelle zu suchen, hatte sie auch nicht. Deshalb wollte sie warten, bis eine frei wurde.

Inzwischen war auch der Film beendet.

Tanith hörte die Stimmen der Besucher und drehte sich ruckartig um.

Sie hatte Schlimmes erwartet, ein Durcheinander, ein Chaos.

Sie täuschte sich.

Die Besucher verließen das Kino, ohne daß sie sich anders oder außergewöhnlich benahmen. Vielleicht waren sie sogar ruhiger, als man nach einem Film wie diesem erwarten konnte.

Tanith verstand die Welt nicht mehr.

Aber sie schaute nicht nur zu den Leuten hin, die aus dem Kino kamen, ihr Blick glitt auch in die Höhe, wo sie vor Beginn der Vorstellung die Schatten am Himmel gesehen hatte.

Sie waren noch immer da.

Unbeweglich schwebten sie dicht unter der blauen Decke des Himmels und beobachteten. Nichts deutete darauf hin, daß sie angreifen wollten. Es war nur das reine Lauern ...

Dann wurde die Tür der ersten Zelle aufgestoßen. Der junge Mann verließ sie, noch einen leicht abwesenden Blick in den Augen. Rasch betrat Tanith das Telefonhäuschen, bevor ihr ein anderer zuvorkommen konnte.

Obwohl die Menschen nichts unternommen hatten, glaubte sie nicht, daß alles so harmlos weitergehen würde. Es kam ihr vor wie die berühmte Ruhe vor dem großen Sturm ...

Mit zwei Dingen hatte ich mich am folgenden Tag herumschlagen müssen. Erstens mit meinem Arm, der von der verdammten Säge verletzt worden war, und zweitens mit der Spurensuche nach meinem Feind Belphégor, dem Dämon mit der Flammenpeitsche.

Da die Wunde genäht war und auch hielt, bereitete mir der Arm fast gar keine Schwierigkeiten mehr. Anders war es mit Belphégor. Er blieb verschwunden.

Zwar hatten wir keine offizielle Großfahndung nach ihm ausrufen können, aber die Londoner Polizisten waren angewiesen worden, auf außergewöhnliche Anzeichen zu achten, besonders solche, die mit dem Erscheinen eines Feuers zusammenhingen.

Es kam keine Meldung. Der Tag ging vorbei, ohne daß sich etwas tat. Ich hätte laut Anordnung der Ärzte eigentlich im Bett bleiben müssen, das wiederum konnte ich auf keinen Fall. Auch wenn ich keinen Dämon verfolgte, im Bett bleiben wollte ich nicht. Ich mußte etwas tun, deshalb setzte ich mich ins Büro und arbeitete Akten auf. Ich las Rundschreiben durch, analysierte Meldungen und versuchte, Spuren zu finden, die auf Belphégor hinwiesen.

Nichts.

Der Polizist, der sein Leben verloren hatte, wurde untersucht. Das Skelett war normal. Man analysierte auch den Schleim, der das Skelett umgab; es war eine Mischung aus Wasser und Eiweiß.

Mehr konnten die Kollegen auch nicht sagen.

Damit mein linker Arm nicht >einrostete<, bewegte ich ihn zwischendurch. Ich spürte zwar noch ein Ziehen, das war auch alles. Behindern würde mich die Verletzung kaum, auch nicht, wenn ich mich wieder in den Kampf stürzte.

Sir James fragte ein paarmal nach, wie es mir ginge. Ich gab mich optimistisch.

Irgendwann schaute ich auf die Uhr. »Weißt du was, Suko? Ich verschwinde. Ich habe keine Lust mehr, noch länger hier

im Büro zu sitzen. Ich werde nach Hause fahren und mich etwas ausruhen.«

»Macht dir dein Arm doch zu schaffen?«

»Ein wenig nur.«

»Okay, ich halte hier solange die Stellung.«

Ich stand auf und schlug meinem Partner auf die Schulter. Im Vorzimmer klapperte Glenda auf der Maschine. Neben meiner Sekretärin blieb ich stehen und lächelte. »So fleißig kurz vor Büroschluß?«

»Ja, es müssen noch Briefe raus.«

»Aber nicht meine?«

»Nein.« Sie lachte und schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, da hätte ich gestreikt.« Dann setzte sie eine verschwörerische Miene auf. »Wenn du es nicht weitersagst, John, es sind private Dinge. Ich muß an meine Versicherung schreiben.«

»Dann viel Glück.«

»Danke. Wie geht es deinem Arm?«

Ich streckte den linken Arm aus und winkelte ihn an. »Alles fast okay.«

»Nimm dir nur nicht zuviel vor.«

Ich war schon an der Tür. »Keine Angst. Zur Not habe ich noch den anderen.«

Auch das Fahren mit dem Dienstwagen bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten. Im Gegensatz zu Belphégor. Ich mußte immer wieder an den Dämon denken.

Während ich mich durch den Verkehr in der Innenstadt quälte, hatte ich immer wieder Zeit, über alles nachzudenken. Mehrere Male ging ich den Fall durch, dachte quer und stellte Vermutungen an, aber es kam nichts dabei heraus. Keine neuen Schlußfolgerungen oder Resultate.

Für die Strecke bis zu meiner Wohnung brauchte ich die doppelte Zeit. Es wurde mittlerweile dämmrig, zudem begann es zu nieseln, die Straßen wurden feucht und das auf ihnen liegende Laub glatt. Es bildete Rutschbahnen für die Autos.

Ich erreichte meine Wohnung, zog mir bequeme Kleidung an und machte es mir gemütlich. Zudem hatte ich die Zeitung noch nicht richtig gelesen. Ich legte die Beine hoch und blätterte sie durch.

Irgendwann schlief ich ein.

Bis mich das Schrillen des Telefons weckte.

Ich fuhr in die Höhe, die Zeitung fiel von meinem Körper und flatterte zu Boden.

Im ersten Augenblick war ich durcheinander, fand mich nicht zurecht. Erst beim dritten Klingeln war ich soweit, daß ich abheben konnte. Gleichzeitig warf ich einen Blick auf meine Uhr.

Nur noch eine Stunde bis Mitternacht.

Ich schüttelte den Kopf, um wach zu werden, dann hob ich ab. Eine ferne und leise klingende Frauenstimme wollte etwas von mir. Ich schaltete nicht so schnell, auch nicht, als sie mich ein paarmal mit John ansprach. Dann erst begriff ich. »Tanith!« rief ich in den Hörer.

»Genau, endlich ist der Franc bei Ihnen gefallen.«

Und wie er bei mir gefallen war. Tanith rief aus Paris an.

Die Wahrsagerin berichtete von ihren Erlebnissen innerhalb des Kinos. Sie beschrieb mir Belphégor so, wie ich ihn auch gesehen hatte. Deshalb gab es keinen Zweifel, daß wir von ein- und demselben Dämon redeten.

Ich ballte meine linke Hand. Für mich stand fest, daß ich nicht länger in London bleiben konnte. Das sagte ich Tanith auch.

»Damit habe ich gerechnet, John.« Sie räusperte sich.

»Wann kann ich Sie am Flughafen abholen?«

»Wir kommen mit der ersten Maschine.«

»Dann bringen Sie Suko mit?«

»Genau.«

»Ich freue mich, John, und richten Sie Suko die besten Grüße aus.«

»Mach' ich. Bis später dann.« Ich legte auf. Tanith hatte es

also schon bemerkt, daß etwas im Gange war. Seltsam, wie das Leben manchmal so spielte.

Ich dachte darüber nach, was Belphégor vorhaben könnte. Seine Pläne kannte ich nicht, wir würden sie auch vielleicht nicht erfahren, wenigstens nicht, bevor er zuschlug. Und das war schlimm ...

Suko und ich waren dem schlechten Wetter davongeflogen. Als wir in Paris landeten, lag zwar Nebel über der Stadt, aber die Sonne würde die Schwaden bald mit ihren wärmenden Strahlen vertrieben haben.

Tanith hatte Wort gehalten. Sie befand sich am Flugplatz und winkte uns bereits von weitem zu. Durch die Zollkontrolle gelangten wir reibungslos, auch unsere Waffen hatten wir mitnehmen können, und dann wurden wir von Tanith begrüßt.

»Haben Sie schon einen Plan, John?« fragte sie uns und schaute auch Suko dabei an.

Ich hatte mir zwar meine Gedanken gemacht, doch etwas Konkretes war dabei nicht herausgekommen. Das sagte ich Tanith auch.

»Dann könnten wir zu mir fahren. Vielleicht schaffe ich mit Hilfe meiner Kugel eine Verbindung zu ihm.«

»Den Vorschlag wollte ich Ihnen gerade unterbreiten«, gab ich zurück.

Wir standen inzwischen neben dem Taxi und stiegen ein. Tanith gab das Ziel an.

Madame Tanith, wie sie sich nannte, wohnte dort, wo Paris am urigsten ist. In Montmartre, dem weltbekannten Künstlerviertel der Stadt. In dem Wirrwarr um Sacre Coeur herum, in einem Irrgarten aus Straßen und Gassen, da hatte sie genau die Atmosphäre, die sie benötigte. Hier fühlte sie sich wohl, denn die Menschen hier waren anders als normale Geschäftsleute oder Angestellte und Arbeiter, die ihrem Job nachgingen.

Für die Künstler in der kleinen Kolonie kam es darauf an, zu leben, Eindrücke zu empfangen, sich inspirieren zu lassen, um sie dann literarisch oder malerisch zu verwerten.

Als der Fahrer das Ziel hörte, war er nicht begeistert. Die Straßen in Montmartre sind nicht nur eng, sondern auch durch parkende Wagen verstopft.

Überhaupt erstickte Paris im Verkehr. Mir kam es so vor, als wäre er noch schlimmer geworden.

Suko saß auf dem Beifahrersitz, während ich mich mit Tanith in den Fond begeben hatte.

Sie sah nicht wie eine Wahrsagerin aus, eher wie eine elegante Frau, die genau wußte, was sie wollte. Ihr schickes Kostüm saß wie angegossen. Es bestand aus zahlreichen verschiedenenfarbigen Lederflecken, die jemand aneinander genäht hatte. Die grüne Farbe der Fingernägel wiederholte sich auch auf dem Kostüm, das war eben ein Markenzeichen bei der Hellseherin.

»Ich habe vergessen, Ihnen noch etwas zu sagen, John«, begann sie das Gespräch.

»Und was?«

Sie schaute mich an. Ihr apartes Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck. In dem rechten Ohrring fing sich ein Lichtreflex, der mich für einen Moment blendete. »Es geht um Vampire.«

»Wie?«

»Genauer gesagt, um Riesenfledermäuse, die ich vor der Kinovorstellung entdeckt habe.«

»Und wo?«

»Am Himmel. Sie schwebten über den Dächern der Stadt. Dabei schienen sie alles zu beobachten.«

Riesenvampire! Damit hatte mir Tanith ein Stichwort gegeben. Ich kannte diese blutsaugenden Bestien. Wir hatten gegen sie auf Dr. Tods Insel gekämpft und waren ihnen zuletzt in Venedig begegnet, wo die Vampire gegen ihre alten Feinde, die Strigen, kämpften.

Schwarz waren sie nicht, sondern dunkelrot, das aber hatte Tanith in der Dunkelheit nicht feststellen können. Und diese Fledermäuse gehorchten einem Herrn.

Vampiro-del-mar!

Belphegor und Vampiro-del-mar. Welch eine Verbindung gab es zwischen den beiden? Ich wußte keine, und es war mir auch nicht möglich, so schnell eine herauszufinden.

Was hatten die roten Vampire hier in oder über Paris zu suchen? Vorausgesetzt, es handelte sich bei diesen Bestien tatsächlich um die mir bekannten Monster ...

Tanith hatte zwar leise gesprochen, trotzdem war sie von Suko verstanden worden. Der Chinese wandte sich um und schaute uns fragend an. »Habe ich richtig gehört? Mischen die roten Vampire des Vampiro-del-mar wieder mit?«

»Ja.«

Der Inspektor verdrehte die Augen. »Himmel, als wenn wir mit Belphegor nicht schon genug am Hals hätten«, stöhnte er auf und wischte sich über die Augen. »Jetzt kommt auch noch die Mordliga ins Spiel.«

»Leider.«

»Haben sie denn eingegriffen?« wollte Suko wissen. Er richtete die Frage an Tanith.

»Nein, nur abgewartet.«

»Dann steht uns dies noch bevor«, prophezeite mein Freund mit düsterer Stimme.

Ich schwieg. Auch die restliche Fahrt über war ich ziemlich schweigsam. Ich wollte nicht noch mehr Unruhe bringen. Wir mußten erst einmal abwarten und die Lage sondieren.

Inzwischen hatten wir den Straßenwirrwarr von Montmartre erreicht. Der Mann am Steuer kurvte wie wild durch die engen Gassen.

Montmartre ist hügelig, viele Häuser sind schräg gebaut und wirken äußerst baufällig. Manchmal war wirklich kein Durchkommen mehr, sogar forderndes Hupen nutzte nichts. Bis Tanith es schließlich leid war. Sie drehte sich zu uns um

und fragte: »Wie wäre es, sollen wir den Rest der Strecke zu Fuß gehen? Es sind nur ein paar Häuserblocks.«

»Sicher.«

Tanith wollte die Rechnung begleichen. Das ließ ich allerdings nicht zu und entlohnnte den Fahrer.

Wir nahmen unsere Koffer und tigerten los. Ich muß ehrlich sagen, daß mir dieses Menschengewimmel gar nicht so schlecht gefiel. Hier war echt etwas los. Man sagt zwar immer, daß die Künstler nur in den Tag hineinleben, aber sie fühlten sich sehr wohl dabei, und das war genau zu spüren. An jeder Ecke und vor jeder Hauswand saßen die Maler und Zeichner. Sie boten ihre Bilder an, und auch wir wurden angesprochen, aber wir kauften nichts.

Tanith wohnte in einem alten Reihenhaus. Es sah so aus, als würden es die Bauten rechts und links stützen. Die Holztür war dunkelgrün angestrichen. Wenn man genauer hinschaute, entdeckte man einen mit dem Kopf nach oben stehenden Drudenfuß, ein weißmagisches Siegel, das Dämonen davon abhalten sollte, das Gebäude zu betreten.

Die Tür hatte einen golden schimmernden Griff. Darunter befand sich das Schloß, in dem Tanith den Schlüssel steckte. »Kommen Sie«, lud sie uns ein und hielt uns die Tür auf.

»Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Wie zu Hause konnte ich mich nicht fühlen, denn mit dem Öffnen der Tür hatte sich uns eine andere Welt erschlossen. Eine Welt der Stille, der Nachdenklichkeit und vielleicht auch der Beklemmung.

Tief atmete ich durch. Dabei wagte ich kaum, laut aufzutreten. Wir wollten die Ruhe nicht stören.

»Gehen Sie durch«, sagte Tanith und machte eine einladende Handbewegung.

Wir schritten geradeaus weiter und gelangten in ihr Arbeitszimmer. Hohe, mit Büchern gefüllte Regale, ein runder Tisch, ein dunkler Vorhang und abgedeckte Fenster. Trotzdem roch es nicht muffig, sondern frisch und

klar. Wahrscheinlich sorgte eine Klimaanlage dafür.

»Hier empfangen Sie also Ihre Kunden«, stellte ich fest und nickte anerkennend. »Die Atmosphäre stimmt ja, das muß man schon sagen, meine Liebe.«

»Ja, viele Klienten verlangen es. Auch ich brauche sie, um ehrlich zu sein.«

»Jeder so, wie es ihm paßt«, meinte Suko und stellte unseren Koffer ab.

Tanith blieb vor uns stehen und lächelte. Ich konnte ihr Parfüm riechen. Es war ein seltsamer Duft. Betörend und doch frisch zugleich. So etwas hatte ich noch nie wahrgenommen, und ich atmete den Duft ein wenig neugierig ein.

»Gefällt es Ihnen?« fragte die Frau.

»Es ist zumindest außergewöhnlich.«

Tanith lachte. »Ja, es wird speziell nach meinen Wünschen hergestellt. Eine kleine Marotte, wissen Sie.« Geschmeidig wandte sie sich um und trat dicht vor einen hohen Schrank. Mit einer Hand hielt sie schon den Schlüssel, als sie sich noch einmal umwandte und uns anschaute. »Ahnen Sie, was sich in diesem Schrank befindet, John?«

»Ich kann es mir denken. Wahrscheinlich hat es einmal in meiner Wohnung gestanden.«

»Genau, mein Lieber. Es sind die Kugel und der Kelch des Feuers. Sie werden sehen, daß beides nahtlos zusammenpaßt.« Mit diesen Worten öffnete sie die Tür.

Kaum hatte sie sie aufgezogen, als uns schockartig das rote Licht traf.

Es strahlte von der Kugel aus. Sie glühte so grell, daß ich Angst hatte, sie würde zerspringen!

Tanith schrie auf. Sie taumelte zurück und riß die Arme hoch, damit sie ihr Gesicht schützen konnte. Suko sprang hinzu und fing die Frau auf, bevor sie zu Boden fiel.

Das Licht war schlimm. Rot und blendend. Die Kugel schien

in einem Feuerkreis zu stehen. Ich kam mir vor wie ein Feuerwehrmann ohne Wasser.

Viel hatte ich über die Kugel gehört, aber nichts Entscheidendes. Soviel mir bekannt war, stammte sie von Nostradamus, allerdings wußte ich nicht, ob sie einen schwarz- oder weißmagischen Ursprungs war.

Vielleicht konnte mir mein Kreuz helfen ...

Ich drehte mich ab und wandte der Kugel den Rücken zu. Suko und Tanith hatten das gleiche getan, keiner wollte in das Licht schauen. Wir durften es auch nicht, denn der grelle Schein würde vielleicht sogar unser Augenlicht zerstören.

Ich nestelte das Kreuz hervor und fragte noch in der geduckten Haltung stehend: »Kann ich wohl mit dem Kreuz etwas erreichen, Tanith?«

»Ich weiß es nicht, John.«

»Ist die Kugel schwarz- oder weißmagisch?«

»Davon habe ich auch keine Ahnung. Meinen Kräften hat sie immer gehorcht, doch ich bin kein weiblicher Magier.«

»Ich versuche es!«

Langsam drehte ich mich um und schloß die Augen.

Trotzdem konnte ich irgendwie >sehen<, denn das Licht drang durch die geschlossenen Lider, so daß ich den Schein ausmachen konnte. Ich streckte die Hand, wobei ich mich in kleinen Schritten der Kugel näherte.

Innerlich zitterte ich. Mit dieser Konfrontation hatte ich nicht gerechnet.

Dann die Berührung!

Ein kurzer Widerstand, mehr nicht. Aber er reichte, denn etwas rann über meine Finger.

Kalt und glitschig fühlte es sich an, als würde ein zäher Schleim über meine Finger laufen. Ob Blendung oder nicht, ich mußte einfach wissen, womit ich es zu tun hatte, und öffnete die Augen.

Kein Licht mehr strahlte mir entgegen - oder kaum noch Licht. Aber den Schleim, den sah ich. Er lag auf meiner Hand

und erinnerte mich fatal an das Zeug, das auch die Leiche des Polizisten umgeben hatte. Nur schimmerten bei mir keine Skelettfinger durch.

Ich wandte mich um.

Auch Tanith und Suko hatten ihre Augen geöffnet. Sie schauten mir entgegen und blickten dann auf meine Faust, aus der das Kreuz ragte. Auch den Schleim sahen sie.

Die Wahrsagerin flüsterte: »Was ist das für ein widerliches Zeug?«

»Es drang aus der Kugel.«

Sie sah mich an, als könnte sie es nicht fassen, dann schüttelte sie den Kopf. »Aus meiner Kugel?« hauchte sie. »Aber das ist nicht möglich ...«

»Doch, es gibt keine andere Antwort.«

Mit dem Handrücken wischte Tanith über ihre Stirn. »Ich begreife es nicht. Wirklich nicht. Wie kann ...?«

Ich kantete mein Kreuz ein wenig und berührte damit den Schleim. Kaum hatten beide Dinge Kontakt, da wurde aus der widerlichen Masse ein grauer Staub, den ich einfach abputzen konnte. Ein paarmal rieb ich die Hände gegeneinander, dann war alles okay.

Tanith ging an mir vorbei und auf die Kugel zu. Die Arme hatte sie vorgestreckt, doch sie traute sich nicht, die Kugel zu berühren. Plötzlich hatte sie einen Heidenrespekt davor. Über die Schulter warf sie mir einen Blick zu. »Wollen Sie die Kugel nehmen, John?«

»Nein, nein, holen Sie sie nur aus dem Schrank. Sie wird Ihnen schon nichts tun.«

»Wenn Sie meinen ...«

Tanith nahm nicht nur die Kugel, sondern auch den Kelch des Feuers mit aus dem Schrank. Sie trug beides zu einem runden Tisch. Vorsichtig stellte sie die Dinge dort ab.

Zum erstenmal sah ich die Kugel aus unmittelbarer Nähe. Sie schimmerte rötlich, und ich konnte in sie hineinschauen. Allerdings nicht hindurch, denn ich sah in ihrem Innern zahl-

reiche Schlieren schwimmen, die sich bewegten. Diese Schlieren kamen mir wie geheimnisvolle Zeichen und Hinweise vor. Wenn ich daran dachte, daß die Kugel ein Erbe des großen Nostradamus sein sollte, übermannte mich ein ehrfürchtiges Gefühl.

Und sie stand im Kelch des Feuers.

Ihn kannte ich gut. Schließlich hatte ich ihn aus einem Kloster in Schottland geholt. Welche Verbindung es zwischen dem Kelch des Feuers und der Kugel genau gab, hatte ich bisher nicht herausgefunden, und auch Tanith konnte mir da nicht weiterhelfen.

Was die Figuren und Zeichen am Rand des Kelchs zu bedeuten hatten, war mir ebenfalls unbekannt, aber es mußte zwischen beiden einen Zusammenhang geben, dessen war ich mir sicher.

»Was konnte dies nur zu bedeuten haben?« fragte die Hellseherin mit kaum verständlicher Stimme. »So etwas ist mir wirklich noch nie passiert, John. Ich bin völlig fertig. Bisher war diese Kugel für mich ein Refugium der Weißen Magie, aber das, was ich eben erlebt habe, wirft meine Theorien völlig um.«

Ich konnte sie verstehen. Auch ich wußte keine genaue Erklärung.

Suko meinte, während er die Kugel und den Kelch anschautete: »Vielleicht wollte sie uns warnen.«

»Vor Belphégor?« fragte ich.

»Unter anderem, aber dann muß der Schleim in der Kugel gewesen sein«, erklärte Suko. »Anders kann ich es mir nicht vorstellen.« Er strich über sein kurz geschnittenes Haar.

»John, wir sollten etwas tun. Unter Umständen können wir mehr Informationen von der Kugel erhalten, wenn wir sie aktivieren. Das wäre doch etwas für Tanith.«

»Ich soll ...?«

»Ja. Sie könnten eine Beschwörung oder was weiß ich durchführen. Wäre das nicht möglich?«

»Natürlich.« Die Frau hob die Schultern. »Aber ich weiß nicht, ob ich Erfolg habe.«

»Es müßte gehen«, mischte ich mich ein. »Sie sehen in der Kugel immer Dinge, die in der Zukunft liegen und unmittelbar mit den Menschen zu tun haben, die Sie besuchen.

Nehmen wir an, wir wären jetzt Klienten von Ihnen.«

»Das kann ich nicht so einfach.«

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Versuchen Sie es, Tanith, bitte ...!«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Sie deutete auf die Stühle, die um den Tisch herumstanden. »Bitte, nehmt Platz!«

Wir setzten uns hin.

Tanith räusperte sich paarmal, bevor sie nach dem Kelch des Feuers griff und ihn mit beiden Händen zu sich heranzog. Dabei schaute sie uns mit einem seltsam leeren Blick an.

Aufmunternd nickte ich ihr zu. Daraufhin umspielte ein feines Lächeln ihre Lippen, ein tiefer Atemzug, dann neigte sie ihren Kopf vor und schaute auf die Kugel.

Es wurde still.

Suko und ich saßen links und rechts neben der Wahrsagerin und warteten gespannt darauf, ob sie etwas erreichte. Das Halbdunkel des Zimmers genügte Tanith, um sich zu konzentrieren. Ich wußte, daß ich ihr eine sehr schwere Aufgabe gestellt hatte, denn sie sollte ja nicht in unsere Zukunft schauen, sondern in eine allgemeine, was wohl selten von ihr verlangt worden war.

Ich hatte meine Hände auf die Oberschenkel gelegt. Von der rechten Seite her blickte ich die Kugel an, darauf hoffend, daß sie das Geheimnis preisgab.

Tanith ging völlig in sich. Wir konnten sehen, wie ihr Körper schmäler wurde, welche Kraft es sie kostete, die Magie der Kugel auszuloten und zu aktivieren.

Während ihrer Konzentration bewegte sie nicht die Lippen.

Falls sie mit der Kugel sprach, dann nur in Gedanken. Ihre Augen waren weit geöffnet, der Mund stand ebenfalls offen, und sie starrte von oben her in die Kugel hinein, als würde sie in deren Innern die Lösung des Falles finden.

Wir konnten nur hoffen und abwarten.

»Sehen Sie etwas?« flüsterte ich nach einer Weile.

Nicken.

Suko und ich schauten uns an. Sollten wir tatsächlich Glück gehabt haben?

»Es ist ... so seltsam«, stieß die Wahrsagerin hervor. »So ... so unheimlich alles. Ich sehe und ich sehe nicht. Es liegt eine Bedrohung über der Stadt. Die Kugel spürt es genau. Da sind Kräfte, die kaum einer stoppen kann, und die Kugel will es nicht zulassen, sie wehrt sich. Das Böse, es lauert ...« Mit einem schweren Atemzug unterbrach sich Tanith, bevor sie weitersprach. »Das Böse will zuschlagen. Ich sehe die Flammen, ja, es sind Flammen, die er geschickt hat.«

»Ist es der Dämon aus dem Kino?«

»Er ist ihr Herr!«

»Und die Menschen?« fragte ich weiter. »Können Sie sich an die auch erinnern?«

»Nein, ich erinnere mich nicht, ich sehe sie nicht. Nur die Flammen und eine furchtbare Gestalt. Ein riesiger Wurm. Grün und grausam ... Man nennt ihn Izzi!« stieß sie hervor. »Izzi, der Höllenwurm!«

Im nächsten Moment stand Suko auf. Auch mich hielt es nicht mehr an meinem Platz. Vielleicht konnten wir selbst sehen, was die Kugel zeigte.

Schräg von der Seite her schauten wir auf und auch in sie hinein. Meinen ersten Kontakt mit ihr empfand ich als äußerst seltsam, denn ich hatte das Gefühl, in einen langen, schlauchförmigen roten Tunnel zu blicken, der in die Unendlichkeit hineinstieß und sich im Nirgendwo einfach verlor.

Tanith sah, ich nicht.

»Wie erkennen Sie die Ereignisse?« fragte ich sie. »Wie?«

»Ich spüre sie.«

»Kein Sehen also?«

»Nein.« Sie hob die Schultern, als würde sie frösteln. »Es ist so schwer zu sehen. Die Kugel arbeitet nicht so, wie ich es gerne will, das müßt ihr verstehen. Sie hat sich ihr Eigenleben immer verwahrt. Ich ... ich bin auch zu überdreht, ich kann mich nicht richtig konzentrieren, deshalb werden wir ...«

»Sollen wir hinausgehen?« fragte ich.

»Nein, das nutzt nichts. Es ist kein guter Tag heute. Er steht unter einem schlechten Stern. Das Böse überlagert alles«, sagte sie leise und ballte ihre Hände zu Fäusten.

Viel Neues hatte uns die Beschwörung nicht gebracht. Ich war ehrlich genug, dies zuzugeben. Dabei hätte ich mir von einer Kontaktaufnahme so viel versprochen.

Wieder um eine Hoffnung ärmer.

Was blieb, war die Warnung. Die Warnung von Belphégor und seinen gefährlichen Schergen.

Und ein weiterer Name war gefallen ...

Izzi, der Höllenwurm!

Welch eine brisante Mischung, die wir da präsentiert bekommen. Aber was hatten die beiden vor?

Ich dachte an Taniths Kinobesuch und kam noch einmal darauf zu sprechen. »Sie haben tatsächlich gesehen, daß jeder Kinobesucher mit einer flammenden Peitsche ausgerüstet war?«

»Nicht jeder, nur die in den ersten Reihen. Ich bin danach aus dem Kino gelaufen.«

»Wie viele Plätze faßt das Theater?« wollte Suko wissen. Ich schaute Tanith an. Sie konnte nur schätzen. »Keine Ahnung. Vielleicht 600?«

»Dann hätten wir es mit 600 dämonischen Dienern zu tun«, stellte der Inspektor trocken fest.

Und diese Aussage machte mir Angst ...

Bei Tanith hatten wir nicht mehr viel erreichen können und waren deshalb zum Polizeipräsidium gefahren, wo wir bei Kommissar Fleuvee angemeldet waren.

Sir James hatte ihn aus London über unser Kommen informiert und auch erklärt, wer wir waren und welche gefährliche Aufgabe wir hatten. Und der Kommissar war ein umgänglicher und äußerst aufgeschlossener Mensch.

In Fleuvees Büro saßen wir zusammen. Ich berichtete ihm von Belphégor.

Er schüttelte immer wieder den Kopf. »Tut mir leid, Monsieur Sinclair, aber ich kann es nicht fassen.«

Mein Lächeln fiel sparsam aus. »Für Lügner halten Sie uns dennoch nicht, oder?«

»Nein, aber ...«

»Belphégor ist ein gefährlicher Dämon, der Hexer mit der Flammenpeitsche. Zudem hat er sich Diener geholt, Menschen auf seine Seite gezogen. Sie werden für ihn alles tun.«

Fleuvee ließ seinen Kopf nach vorn sinken und stützte das Kinn in seine Handflächen. »Wenn ich Ihre Worte richtig interpretiere, bedeutet dies, daß wir es mit zahlreichen Gegnern zu tun haben. Mit den Besuchern des Kinos, die jetzt auf seiner Seite stehen.«

»Genau.«

Fleuvee senkte den Blick. Sekundenlang schwieg er. Dann ballte er die rechte Hand zur Faust und erwiederte: »Wie sollen wir herausfinden, wer sich alles zu dieser fraglichen Zeit innerhalb des Kinos aufgehalten hat? Können Sie mir da einen Rat geben?«

»Nein.«

»Also sind wir machtlos.«

»So sieht es aus«, lautete meine Antwort. »Aber wir haben unsere Erfahrungswerte im Umgang mit Schwarzblütern und deren Dienern.«

Fleuvee gestattete sich ein Grinsen. »Hört sich gut an, Sinclair, wirklich.«

»Ist es auch. Wenn so eine große Gruppe von Menschen beeinflußt wurde, dann hat das seinen Grund. Das heißt, der Dämon will sie zusammenhalten. Ich glaube nicht, daß die Menschen uns einzeln Schwierigkeiten bereiten, höchstens als Gruppe. Wir können damit rechnen, daß sie sich irgendwann versammeln und zuschlagen werden. So jedenfalls sehe ich die Sache.«

»Und wann?«

»Dämonen wie Belphégor schieben nie etwas auf die lange Bank, Monsieur, das kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen.«

»Aber was sollen wir tun?«

»Auf Versammlungen achten, auf Zusammenballungen, auf Demonstrationen, was weiß ich. Es bleibt ja nicht unbeobachtet, wenn sich die Menschen zusammenfinden.

Belphégor hat seine Diener, und er wird sie rufen.«

»Wann könnte das sein?«

Da ich schwieg, fühlte sich Suko berufen, eine Antwort zu geben. »Vielleicht schon an diesem Abend.«

Der Kommissar erschrak. »Sollten Sie recht haben, Suko, dann wäre das wirklich eine haarige Sache. Mein Gott«, er schüttelte den Kopf, »ich darf gar nicht daran denken.«

»Fragen Sie mich mal«, sagte ich leise.

Mit seiner Nordseite grenzt der Eiffelturm an den Flußarm der Seine. Südlich des gewaltigen Bauwerks breitet sich ein großer Park aus, der von zahlreichen Straßen durchzogen wird. Bei schönem Wetter sieht man dort vor lauter Menschen kaum noch Grün, so sehr wird er von Touristen überschwemmt, die das berühmteste Pariser Bauwerk sehen wollen.

Auf vier gewaltigen stählernen und nach außen gebogenen Füßen steht der Turm, der sich nach oben hin immer mehr verjüngt und mit seiner Spitze in den Himmel über Paris stößt.

Dieses Wahrzeichen inmitten der Riesenstadt ist einfach nicht zu übersehen, und er wird auch oft als Treffpunkt benutzt. Sobald die Dämmerung über die Stadt fällt, erstrahlen die Lichter, die gegen den Turm gerichtet sind und ihm einen seltsamen, aber unvergeßlichen Glanz geben. Innerhalb des Parks wird es dann ruhiger. Die Besucher und Touristen verschwinden in den Hotels oder Wohnungen, nur der Eiffelturm steht weiter wie ein Fels in der Brandung.

Ihn mit Schwarzer Magie, Grauen oder Spuk in Verbindung zu bringen, wäre wohl niemandem eingefallen, dennoch sollte es so sein, denn Belphégor hatte sich gerade den Eiffelturm ausgesucht, um das Grauen nach Paris zu tragen. Hier sollte es starten.

Der Dämon hatte es allein durch die Kraft seiner dämonischen Augen geschafft, die Besucher des Kinos auf seine Seite zu ziehen. Und seine Befehle hatte er ihnen in die Köpfe gebrannt. Sie würden sie nie im Leben vergessen, sondern nur ihm folgen, denn er führte die satanische Regie im Hintergrund. Lange genug war er verschollen gewesen, nun wollte er zeigen, daß mit ihm noch zu rechnen war.

Viel hatte sich während seiner Abwesenheit getan. Innerhalb der dämonischen Hierarchie hatte es Umstrukturierungen geben. Mächtige Dämonen existierten nicht mehr, sogar die Teufelstochter war vernichtet worden, aber andere kamen hinzu. Da war vor allen Dingen die sagenumwobene Existenz der Großen Alten, die sich immer stärker in den Vordergrund schoben und Machtansprüche stellten.

Eine uralte Magie, die Belphégor während seines Aufenthaltes in einer anderen Welt genau kennengelernt hatte und der er sehr positiv gegenüberstand, denn es waren nicht zuletzt die Großen Alten gewesen, die erkannt hatten, daß sie ihm unterstützen mußten.

Und sie hatten ihm Izzi zur Seite gegeben.

Izzi, der Höllenwurm. Ein widerliches Monster aus uralter Zeit. Es wollte ebenfalls seinen Herren den Weg in die

normale Welt ebnen. Was lag näher, als daß sich Belphégor und Izzi zusammentaten?

Sie bildeten eine Allianz. Und Izzi hatte noch ein weiteres Ziel. Er war auf der Suche nach dem magischen Pendel, einem Gegenstand, mit dessen Hilfe es ihm gelingen würde, die Geister der Erde zu beschwören.

Wenn sie seinem und Belphégors Willen gehorchten, konnte eigentlich nichts schiefgehen.

Doch die Großen Alten hatten sie gewarnt. Auch Belphégor hatte Feinde. Nicht zuletzt zählte ein Wesen dazu, das von den stummen Göttern erschaffen worden war - der Eiserne Engel!

Er - das Wesen mit der Eisenhaut - war ein nicht zu unterschätzender Gegner. Der Eiserne Engel befand sich immer auf dem Sprung. Er wollte die Vernichtung, er haßte die anderen, er war ein Gegner des Bösen, denn er hatte ein gewaltiges Erbe zu verwälten.

Vor ihm war Belphégor gewarnt worden.

Zum zweiten hatte er John Sinclair nicht vergessen. Sie waren auch schon zusammengetroffen. Immer wieder dachte er daran zurück.

Auch in Paris gefiel ihm einiges nicht. Belphégor war, wie fast alle großen Dämonen, sehr sensibel. Er sah immer Gefahren, und er hatte sich auch nicht getäuscht, denn ihm war aufgefallen, daß er beobachtet wurde.

Sinclair wollte er dabei außer acht lassen, da gab es andere, die seinen Weg verfolgten.

Schwarzblüter!

Gewaltige Wesen, die hoch über ihm am Himmel schwebten. Riesige Vampire, gefährlich anzusehen, wenn sie als schattenhafte Gestalten auftauchten und hinunterblickten auf die Erde, um alles und vor allen Dingen ihn zu beobachten. Die Vampire waren da, daran gab es nichts zu rütteln, und Belphégor wußte auch, daß es nicht seine Freunde waren. Es gab auch innerhalb des Dämonenreiches Haß und Neid. Man

hatte Belphégor davor gewarnt, und diese Warnungen waren berechtigt, denn auf der Erde hatte sich die sogenannte Mordliga manifestiert, die nur zu gern die Macht an sich reißen wollte. Zu ihr gehörten Lady X, Vampiro-del-mar und Xorron. Mit allen dreien war Belphégor nie direkt konfrontiert worden, aber er wußte von den roten Riesenvampiren, die zu Vampiro-del-mar gehörten und für ihn beobachteten. Hatte es ihm in London nichts ausgemacht, gesehen zu werden, so hielt er sich in Paris zurück. Sein Platz war der Champs de Mars, der große Park, der den Eiffelturm umgab. Obwohl der Park von zahlreichen Straßen zerschnitten wurde, gab es genügend Orte, wo sich Belphégor verstecken konnte. Zudem hielt er sich immer in Nähe der düsteren Stellen auf, er verschmolz mit der Dunkelheit, und nur seine Augen waren zu sehen.

Hin und wieder blieb er stehen, um zu lauschen. Wie ein Radargerät versuchte er, irgendwelche Feinde zu orten, sich auf sie einzustellen, und seine Sinne reagierten wie Antennen.

Da war auch etwas.

Nicht die Riesenfledermäuse, die wollte er aus dem Spiel lassen - nein, jemand anderer stand nicht auf seiner Seite, und zwar ein Mensch mit besonderen Fähigkeiten.

Ein paarmal schon hatte er die schwache Magie gespürt. Sie hatte ihn gestreift, ohne ihn fassen zu können. Da waren fremde Gedanken, die in seinen Kopf eindringen und ihn locken wollten. Bisher hatte er widerstanden.

Er verließ sich dabei auf Izzi, denn seine dämonische Kraft hatten die Großen Alten ihm als Schutz mit auf den Weg gegeben. Izzi sollte die Feinde von Belphégor abhalten, und er hatte sich bewährt. Ausgezeichnet sogar, denn die tastenden Gedanken waren an ihm abgeprallt wie an einer dicken Mauer.

Nichts sollte ihn mehr von seinem Ziel abhalten.

Schattenhaft bewegte er sich durch den Park. Manchmal

huschten Fahrzeuge über die Straßen. Er sah die Lichter der Scheinwerfer, als sie aufstrahlten wie kleine Sonnen, um im nächsten Augenblick wieder im Dunkeln zu verschwinden. Belphégor näherte sich dem gewaltigen Areal des Eiffelturms. Es war schon beeindruckend, wenn man vor dem gewaltigen Bauwerk stand und hochschaute. Die Spitze war kaum zu erkennen, obwohl das Metallgestänge angestrahlt wurde.

Der Dämon dachte nicht an die Meisterleistung der Technik, sondern daran, daß er sich gerade den Eiffelturm als Startpunkt ausgesucht hatte. Von dieser Stelle aus wollte er mit seinen Dienern zuschlagen. Sie sollten Paris erobern. Ohne gesehen zu werden, erreichte er das gewaltige Areal um den Turm herum.

Er sah die Parkplätze, wo noch einige Wagen standen, und er stellte fest, daß die Aufzüge nach oben nicht mehr in Betrieb waren. Eine gespenstische Stille hielt das Bauwerk umfangen.

Nicht weit von ihm entfernt fuhr ein Wagen ab. Dicke Wolken quollen aus dem Auspuff. Das Fahrzeug drehte, und die beiden Lichtlanzen glitten an Belphégor vorbei.

Der Hexer mit der Flammenpeitsche huschte auf einen der Träger zu. Er war gewaltig in seinen Ausmaßen. Unzählige Tonnen Stahl mußte er stützen, und Belphégor war neben dem immensen Eisenfundament kaum auszumachen.

Er freute sich auf seine Diener. Den geistigen Befehl hatte er ihnen bereits gegeben. Sie würden kommen. Nichts konnte sie aufhalten, und der Siegeszug durch Paris sollte hier beginnen.

Er hatte Zeit. Ungeduld kannte er nicht. Solche Gefühle waren ihm fremd. Wenn ein Mensch in der Nähe gewesen wäre, hätte er nur die über dem Boden schwebenden Augen gesehen, der übrige Körper war im Schatten des Trägers nicht einmal zu erahnen.

Aber er war doch entdeckt worden. Andere schwarz-

magische Geschöpfe hatte seinen Standort ausgelotet. Die roten Riesenvampire ließen ihn nicht aus den Augen. Belphégor merkte genau, daß sich etwas Fremdes näherte. Für einen Moment blitzte es in seinen Augen noch kälter und gnadenloser auf, sie schienen wie zwei blaue Sonnen zu strahlen, ein Zeichen, daß sich Belphégor bereits auf die Vampire eingestellt hatte.

Und diesmal wollte er zuschlagen, sollten sie sich zu sehr in seine Nähe wagen. Überhaupt wollte er sie nicht mehr haben, niemand sollte ihn beobachten. Er wartete förmlich darauf, daß sie endlich kamen.

Jetzt, da abermals die Dunkelheit über der Stadt lag, brauchten sie sich nicht mehr zu verstecken. Sie konnten sich zeigen und dicht über dem Boden fliegen.

Bevor Belphégor sie sah, hörte er bereits das Rauschen der Schwingen. Die Luft wurde von diesen gewaltigen Flügeln bewegt, eine Bestie war sehr nahe, und als der Dämon einen Schritt nach vorn ging, sah er die roten, kleinen Augen.

»Hier bin ich!« zischte er.

Die Fledermaus mußte ihn gehört haben. Dennoch stieg sie in die Höhe, aber nicht so hoch, als daß sie aus dem Blickfeld des Hexers verschwunden wäre. Sie drehte einen Kreis und jagte dem Boden zu. Wahrscheinlich ahnte sie nicht, in welch eine tödliche Gefahr sie sich begab, dann aber zeigte Belphégor, wozu er fähig war.

Ohne es zuvor anzukündigen, bewegte er seinen rechten Arm, und aus der Hand wuchs die Flammenpeitsche.

Drei feurige, schlangenförmige Flammen, die den Vampir aus der Dunkelheit rissen und auf das kleine Gesicht gezielt waren.

Der Blutsauger schaffte es nicht mehr, auszuweichen.

Das starke magische Feuer fraß sich durch seine Gestalt.

Magie wurde mit Magie bekämpft, und die Flammenpeitsche war stärker.

Sie hieb den Blutsauger in drei Teile.

Für Sekunden schienen sie in der Luft hängenbleiben zu wollen, dann pufften sie einfach weg und fielen als Staub zu Boden.

Das war der erste.

Belphegor behielt seine Waffe in der Hand. Ihr zuckender Widerschein umtanzte seinen Körper, bedeckte ihn mit einem Wechselspiel aus Licht und Schatten, und sogar seine kalten, erbarmungslosen Augen nahmen einen anderen Ton an.

Geschmeidig bewegte er sich weiter nach vorn. Er wußte, daß andere kommen würden, und hatte sich nicht getäuscht. Aus dem Himmel stießen zwei Riesenvampire herab. Kein Gestänge deckte den Dämon jetzt noch ab, er stand frei vor den gewaltigen Säulen und wartete auf seine Gegner.

Der erste Vampir flog ihn direkt an, der zweite schlug einen Bogen, wollte in seinen Rücken gelangen, doch Belphegor erkannte die Absicht bereits im Ansatz.

Er kreiselte herum, mit ihm die Peitsche, und die drei Feuerzungen schienen auf die doppelte Länge anzuwachsen, als sie dem Vampir entgegenzüngelten.

Sie trafen.

Es zischte, als sie sich in die lederartige, rötlich schimmernde Haut des Flugtiers bohrten und sie kurzerhand zerstörten.

Der zweite schaffte es.

Durch die Drehung des Dämons kam er nicht mehr von vorn, sondern von der Seite.

Der Aufprall.

Belphegor war nicht mehr so schnell herumgekommen. Der Vampir flog mit voller Kraft gegen ihn und schleuderte den Hexer mit der Flammenpeitsche zu Boden.

Bei einem normalen Gegner hätte der Vampir vielleicht triumphieren können, aber nicht bei Belphegor. Ihn mit normalen Maßstäben zu messen, kam einem tödlichen Irrtum gleich, was sich für den Blutsauger auch zeigen sollte.

Belphegor ließ es sogar zu, daß der andere seine Schwingen mannhoch über ihn ausbreitete, während sein Körper

gekippt war und er den kleinen Schädel zwischen den Flügeln vorgebeugt hatte, denn er wollte an den Hals - und nur daran.

Dann biß er zu.

Er hackte seine Zähne hinein. Die spitzen, für ihn typischen Vampirbeißer wollten durch das Leder. Eine dumme Reaktion, denn ein Schwarzblüter kann nicht mehr zum Vampir werden, doch der Blutsauger wußte sich nicht anders zu helfen.

Die Zähne drangen nicht durch. Sie steckten in dem Leder fest, das auch geweihten Silberkugeln trotzte. Der Blutsauger hörte das leise, höhnische Lachen des Dämons, dann bewegte Belphégor seine Hand und gab dem anderen die Peitsche zu spüren.

Das Feuer vernichtete.

Der Vampir schrie.

Es waren zwar leise, aber dennoch schreckliche Schreie, die aus dem Maul der sterbenden Bestie drangen und den Hexer mit der Flammenpeitsche in einen wahren Freudentaumel versetzten. Gelassen schaute er zu, wie die Überreste des Blutsaugers verglühten, dann wälzte er sich zur Seite und sprang gedankenschnell auf die Füße.

Wild schaute er sich um.

Und er schwang seine flammende Peitsche dabei. Die glühenden Riemen bewegten sich, die Fliehkraft trieb sie zusammen, und sie bildeten über dem Kopf des Dämons einen Flammenkranz.

Das war seine Stunde, das war seine Zeit!

Der feurige Kreis galt als eine Warnung für die anderen Gegner, die vielleicht noch im Dunkel des Himmels lauerten und gegen ihn keine Chance hatten.

Belphégor legte seinen Kopf in den Nacken. Er schaute hoch in die Finsternis, aber er sah keinen sich bewegenden Schatten mehr, der seine Bahnen zog.

Langsam ließ er den Arm mit der Peitsche sinken. Er hatte

eine Runde gewonnen, und er würde auch die nächsten gewinnen.

Auch wenn es in den engen Straßen der Millionenstadt windstill war, so blies in der Nähe des Eiffelturms immer ein schwacher Wind. Das merkte auch Belphégor, und er sah den Staub der zerstörten Vampire als lange Fahnen über den Platz wehen.

Es gab Fahrstühle, die zu den Plattformen hochfuhren. Drei Aussichtspunkte waren vorhanden. Natürlich mit Restaurants. Die erste befand sich dicht über den Trägerbogen, die zweite dort, wo der Turm schon schlank wurde, und die dritte fast an der Spitze.

Nur bis zur ersten Plattform wollte Belphégor hochfahren. Seine Diener hatten den Befehl erhalten, sich vor dem Turm zu versammeln. Er, der Hexer mit der Flammenpeitsche, wollte dann von oben herab zu ihnen sprechen und ihnen die Befehle erteilen.

Er schaute auf seine Peitsche. Die Großen Alten hatten sie für ihn verändert. Als sie ihm die Peitsche wieder zurückgaben, hatte die Magie des Izzi Einzug in die gefährliche Flammenpeitsche gehalten.

So konnte sie jetzt nicht nur durch Feuer zerstören, auch Izzis Magie kam bei ihr voll zum Tragen. Sie war besonders grausam, denn sie löste die Menschen auf. Aus dem Fleisch wurde Schleim, und nur Knochen blieben zurück.

Belphégor sah es als einen Beweis des Höllenwurms an, daß Izzi voll auf seiner Seite stand.

Und wenn zu viele gegen ihn antraten, konnte er sich immer noch auf den Höllenwurm verlassen, dessen Rückkehr er vorbereiten sollte. Izzi würde mit der Gewalt einer Bombe die Erde sprengen und ans Tageslicht treten, um seinen Herren, den Großen Alten, gerecht zu werden.

Belphégor schritt auf die Fahrstühle zu. Sie waren vor kurzem erneuert worden. Man hatte schnellere eingebaut.

Als er davor stehenblieb, hörte er plötzlich Schritte.

Hier, direkt unter den gewaltigen Trägergestellen, klangen sie besonders laut. Obwohl eine Notbeleuchtung brannte, durchschnitt dennoch der Strahl einer Lampe die diffuse Kulisse, und er traf auch den Hexer mit der Flammenpeitsche.

»He, was haben Sie hier zu suchen?« fragte eine barsche Stimme. Dann kam der Mann näher, der Lichtschein wurde stärker, und er füllte die gnadenlosen Augen des Dämons aus.

Belphégor rührte sich nicht. Dieser Nachtwächter stellte für ihn kein Problem da.

»Reden Sie!«

Langsam hob Belphégor den rechten Arm. Die Peitsche hielt er noch immer fest. Und dann schlug er zu.

Im Nu entstanden die Feuerriemen. Der Lampenstrahl zuckte hin und her, als der Mann ausweichen wollte, es aber nicht schaffte und von der Peitsche voll getroffen wurde.

In Belphégors schauriges Lachen hinein klangen die Schreie des Wärters. Die Taschenlampe klirrte zu Boden, der Mann selbst drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, torkelte mit weichen Knien zur Seite, warf seine Arme hoch und stöhnte grauenerregend, weil Izzis Magie ihn auf schreckliche Art und Weise traf.

Sein Fleisch wurde zu Schleim!

Es begann am Gesicht, das plötzlich an weichen Wachs erinnerte, der hinunter zum Hals lief und sich dort mit der zerlaufenden Haut zu Klumpen vereinigte.

Auch von den Fingern tropfte es, die Füßen fanden keinen festen Halt mehr, der arme Mann sackte in sich zusammen, während er unten wegfloß. Längst konnte er nicht mehr schreien. Die Lampe aber brannte weiter. Ihr Strahl streifte den tödlich Getroffenen, unter dessen Schleimhaut bereits die Knochen schimmerten.

Belphégor kümmerte sich nicht weiter um ihn. Er schlug einmal mit der Flammenpeitsche gegen die Tür in Höhe des Schlosses und schuf sich seinen freien Zugang.

Das Metall war an dieser Stelle weggebrannt, als hätte jemand mit einem Schweißbrenner gearbeitet.

Die unheimliche Gestalt trat ein.

Es brannte kein Licht in der geräumigen Kabine, die mindestens 30 Personen faßte. Dafür gab es an der Wand eine Schaltkala, die zahlreiche Knöpfe aufwies.

Zielsicher fand Belphégor den Knopf für die erste Plattform.

Er drückte ihn. Trotz des zerstörten Schlosses schloß die Tür fugendicht.

Der Lift zischte hoch.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis Belphégor sein Ziel erreicht hatte. Er verließ den Fahrstuhl, betrat einen Gang und ließ den Weg zum Restaurant kurzerhand links liegen. Ihn interessierte die Aussichtsplattform, von wo aus er einen phantastischen Überblick hatte. Zwar nicht so gut wie weiter oben, aber ihm reichte es.

Der Wind fuhr gegen die Gestalt mit den unbarmherzig kalten Augen. Er mußte noch ein paar Schritte zur Seite gehen, dann lag der Park tief unten vor ihm.

Der Blick war ausgezeichnet. Bis zum Gelände der Ecole Militaire konnte er schauen. Diese Schule schloß sich an den Park an und war nur durch eine breite Straße getrennt, die Avenue de la Motte. Hinter ihm floß die Seine. Der Fluß interessierte ihn nicht, seine Diener würden durch den Park kommen.

Man hatte Schutzgitter errichtet, damit es Selbstmörder schwergemacht wurde, sich von der Plattform zu stürzen.

Darum kümmerte sich der Hexer mit der Flammenpeitsche nicht. Wenn es soweit war, würde er auf das Gitter klettern. Bevor er weiter nach unten schaute, glitt sein Blick in die Höhe. Er hatte die Vampire nicht vergessen.

Momentan waren sie nicht zu sehen, was aber nicht heißen sollte, daß sie sich verzogen hatten. Wahrscheinlich waren sie nur höher gestiegen, und zwar so weit, daß sie nicht mehr entdeckt werden konnten.

Im Gefühl einer Sicherheit sonnte sich Belphégor. Er hatte die ersten Schwierigkeiten glanzvoll gemeistert und wußte nun, wie er die Vampire ausschalten konnte.

Seine gefühllosen blauen Augen waren nach vorn gerichtet. Sie wollten die Dunkelheit durchbohren. Eigentlich war die Zeit für seine Diener jetzt reif. Sie hätten sich längst auf den Weg machen müssen, zusammen mit den Flammenpeitschen, die ihre Strecke markieren sollten.

Noch war nichts zu sehen.

Ruhig lag der Park vor ihm. Nur hin und wieder durchschnitten die Lichtlanzen fahrender Wagen die Dunkelheit. Aber dahinten, wo die von Nord nach Süd verlaufenden Fahrbahnen in einen Kreisverkehr mündeten, da flackerten plötzlich Lichter.

Sie kamen - endlich!

Belphégor stieß ein düsteres Lachen aus, in dem längst ersehnter Triumph mitschwang.

Geschafft!

»Freu dich nicht zu früh!« sagte plötzlich eine zischende Stimme hinter ihm.

Schnell wie ein Kreisel wirbelte der Dämon herum. Er starzte in die Mündung einer Maschinenpistole.

Gehalten wurde sie von Lady X!

Kommissar Fleuvee rauchte Kette. Wohl ein Zeichen seiner übergroßen Nervosität. Wir hockten in seinem Büro, tranken schwarzen Kaffee - sogar Suko - und starrten ansonsten in den blaugrauen Dunst, den die Schwarzen hinterließen.

Der Kommissar war unseren Vorschlägen gefolgt und hatte seinen Leuten eine Vorwarnung gegeben. Inzwischen hatte die Dämmerung von Paris Besitz ergriffen. Wir waren nicht einmal dazu gekommen, unser bestelltes Hotelzimmer anzuschauen. Die Zeit dafür reichte einfach nicht.

Zweimal hatte ich mit Madame Tanith telefoniert. Beide

Male vergebens. Sie hatte es versucht, aber keinen Kontakt zustande gebracht. Irgend etwas störte die Schwingungen der Kugel. Sie reagierte nicht, auch nicht in Verbindung mit dem Kelch des Feuers.

Das machte mich nicht gerade optimistischer.

»Ich habe das Gefühl, als würde über Paris eine gewaltige magische Glocke hängen«, erklärte ich Suko und dem Kommissar. »Es ist wie ein gestörtes Funknetz, wir kommen nicht durch und können keinen Kontakt mit der anderen Seite aufnehmen.«

Mißtrauisch hatte der Kommissar meinen Worten gelauscht. Er schaffte es, mit im Mundwinkel hängender Zigarette noch Kaffee zu trinken. Wirklich einmalig. »Übertreiben Sie da nicht etwas?«

»Nein.«

»Aber ich habe von solchen Hellseherinnen und Wahrsagerinnen genug. In Paris treiben sich viele herum. Diese Stadt ist ein regelrechtes Mekka für okkulte Existzenzen. Wir haben viele Künstler hier, die sich nur nach astrologischen Gesichtspunkten richten, und deshalb haben die zahlreichen Wahrsager und Hellseher in der Stadt Hochkonjunktur. Ich traue den Typen nicht. Egal, ob sie nun männlich oder weiblich sind.«

»Madame Tanith ist anders.«

Der Kommissar winkte ab. »Erzählen Sie nichts, Kollege. Die sind alle gleich. Wollen nur so schnell wie möglich und durch wenig Arbeit an anderer Leute Geld kommen.«

»Sie haben eben Ihre Meinung, wir die unserige«, antwortete ich und schaute auf meine Uhr.

Wenn Belphégor seine Diener zusammenrief, dann müßten sie meiner Ansicht nach bald erscheinen, und man würde uns sicherlich telefonisch Bescheid geben, falls das Alarmnetz noch stand und nicht zusammengebrochen war.

Wieder verrann Zeit.

Ein paarmal telefonierte der Kommissar mit irgendwelchen

Außenstellen. Er erhielt jedesmal eine negative Antwort. Es war wirklich nicht unser Fall, hier untätig herumzusitzen und nichts zu tun. Warten war für uns eine grausame Tortur. Selbst Suko, der sonst so Gelassene, zeigte eine Spur von Nervosität. Wenn ich an die vielleicht 600 Menschen dachte, die sich unter Kontrolle des Dämons befanden, konnte man schon verzweifeln.

Wieder einmal meldete sich das Telefon. Hatte Kommissar Fleuvee zuerst wie ein Geier nach dem Hörer geschnappt, so war er in letzter Zeit doch langsamer geworden. Beinahe müde nahm er den Hörer auf und hielt ihn gegen sein Ohr. Mit der anderen Hand zündete er sich eine seiner Zigaretten an.

»Was?« Er schrie das eine Wort, nachdem er einige Sekunden gelauscht hatte. Fast wäre er wie eine Rakete von seinem Stuhl in die Höhe gesausst, doch im letzten Augenblick konnte er sich bremsen und hörte nur zu.

»Wo ist es?« Gespannte Pause. »Aha, Parc du Champs de Mars. Also direkt am Eiffelturm. Und es sind mehrere Leute.« Wieder eine Pause. »Wie sagen Sie? Ungefähr 100 und noch mehr? Merde, merde ... Ja, ja, merci, ich werde alles in die Wege leiten.« Er schleuderte den Hörer zurück auf die Gabel und schaute uns grimmig an. »Sie haben gehört?«

Wir standen schon. »Klar«, sagte ich. »Den Eiffelturm wollte ich schon immer mal besichtigen.«

»Nur unter anderen Umständen«, gab Suko seinen Senf dazu.

Aber da waren wir schon an der Tür.

Die kalten Augen starrten die ebenfalls ganz in Schwarz gekleidete Lady an. Dann wanderte der Blick und saugte sich an der Mündung der Maschinenpistole fest. »Damit willst du mich umbringen?«

Die ehemalige Terroristin entblößte ihre Vampirzähne. »Ja,

das kann ich schaffen. Du wirst es kaum glauben, in dieser Waffe befinden sich geweihte Silberkugeln.«

»Na und? Die schluckt mein Panzer, den ich aus einer anderen Welt mitgebracht habe.«

»Das weiß ich«, erklärte Lady X im Konterton. »Ich habe auch nicht gesagt, daß ich auf dich schießen werde, sondern auf deine Flammenpeitsche. Die Kugeln werden sie zerhämern und ihr die Kraft nehmen. Ich sollte es jetzt schon tun, das bin ich Vampiro-del-mar schuldig.«

Belphegor breitete seine Arme aus. »Wer ist schon Vampiro-del-mar? Ich habe von ihm gehört. Ich weiß, daß er lange auf dem Meeresboden gelegen hat. In uralten Zeiten hat er sich einen Namen gemacht, aber heute ist er nur ein Wrack. Herr der roten Vampire nennt er sich. Wo sind sie denn?«

»In der Nähe.«

»Aber ich kann sie vernichten, wenn ich will.«

»Das habe ich gesehen, und deshalb will ich mit dir reden.«

»Ich nicht mit dir. Verschwinde, oder ich bringe dich um!«

Bisher hatte Lady X ihren letzten Trumpf nicht ausgespielt. Die MPi hatte sie lässig in der rechten Hand gehalten, die linke war auf dem Rücken versteckt.

Nun zeigte sie diese Hand offen. Und auf der Fläche lag etwas Bestimmtes.

»Der Würfel des Unheils!« stieß Belphegor dumpf hervor.

Seine Stimme klang so, als hätte er Angst davor.

»Du kennst ihn?«

Eine Antwort erhielt Lady X nicht. Der Dämon starre den Würfel nur an. Er sah nicht einmal besonders aus, und es fiel nicht auf, welch eine Kraft in ihm steckte. Die Seiten schimmerten milchig weiß, so daß einem Betrachter kein Durchblick gestattet war. Es sah aus, als würden zahlreiche Schlieren sich innerhalb des Quaders bewegen.

Der Würfel war brandgefährlich, wenn er in die falschen Hände geriet. Ihn konnte man manipulieren, das heißt, er richtete sich danach, was sein Besitzer wollte. In dämonischer

Hand war er zu allem fähig. Dr. Tod hatte es vorexerziert und damals den gefährlichen Todesnebel geschaffen, der den Menschen die Haut vom Körper löste und gegen den es bisher noch kein Mittel gab, sosehr Myxin, der Magier, und Kara, die Schöne aus dem Totenreich, auch danach suchten und forschten.

Der Würfel hatte aber auch noch andere Eigenschaften. Durch ihn war es möglich, sich in andere Dimensionen zu transportieren oder Zeitreisen zu unternehmen. Er war ein Katalysator und Beschleuniger. Keiner wußte genau, woher er stammte. Aus Atlantis sagten die einen, von einem feinen Planeten die anderen, die Wahrheit jedoch hatte noch niemand herausgefunden.

Auch Belphégor hatte von ihm gehört. Er war zwar fort gewesen, in einer anderen Welt, doch man hatte ihn über die Dinge, die sich im Dämonenreich entwickelten, nie im unklaren gelassen, deshalb wußte er, was es mit dem Würfel auf sich hatte, und er konnte auch seine eigenen Kräfte genau einschätzen. Weil ihm dies gelang, hütete er sich, den Würfel auf irgendeine Art und Weise zu attackieren.

Lady X behielt das gefährliche Lächeln bei. »Willst du es noch immer versuchen?«

»Nein, aber ich warne dich trotzdem, du störst meine Kreise.«

»Vielleicht ist es umgekehrt.«

»Was willst du von mir?«

»Dich nur unter Kontrolle halten, Belphégor. Niemand soll so mächtig sein, als daß er mir gefährlich werden könnte. Das ist es. Du hättest in deiner Welt bleiben und dich nicht in die Angelegenheiten hier einmischen sollen.«

»Mich haben Mächtigere geschickt, als du es bist«, lautete die Antwort. »Diese Welt gehört nicht nur dir. Die Großen Alten bereiten ihre Rückkehr vor, und sie schicken Izzi, damit er ihnen den Weg bereitet. Ich stehe auf Izzis Seite, und noch in dieser Nacht wird er erscheinen. An diesem Ort, an diesem Platz.«

»Wie willst du das schaffen?« Die Vampirin zeigte sich zum erstenmal beeindruckt.

»Ganz einfach. Ich habe meine Diener zusammengeholt. Sie versammeln sich hier unter meiner Leitung, und gemeinsam werden wir den Höllenwurm beschwören.«

»Und danach?«

»Wird Paris die erste Stadt auf der Welt sein, die die Macht des Höllenwurms zu spüren bekommt. Ich hoffe, du stellst dich auf unsere Seite, auf die Seite der Großen Alten. Was der Satan immer wieder versucht und nicht geschafft hat, das werden sie durchführen. Die Großen Alten übernehmen die Regie, und Izzi wird auch das magische Pendel mitbringen.«

»Das magische Pendel?«

»Ja, die Großen Alten werden es Izzi geben. Es gehört nun ihm. Damit kann er die Geister der Erde rufen, mächtige Wesen, eine Armee des Schreckens.«

Lady X horchte auf. Das magische Pendel - die Geister der Erde - eine Armee des Schreckens ...

Man konnte diese Pläne sehen, wie man wollte. Auf jeden Fall hatten sie gewaltige Dimensionen angenommen. Regelrecht erschreckende, wie auch Lady X alias Pamela Scott feststellte.

Allerdings gab sie es nicht zu, sondern sagte lässig: »Dann werde ich zuschauen!«

»Das kannst du. Aber eins laß dir gesagt sein. Komm uns nicht in die Quere, du würdest es bitter bereuen!«

»Das möchte ich noch dahingestellt sein lassen«, knirschte die Blutsaugerin und begann in diesen Augenblicken, den Würfel gedanklich zu aktivieren.

Ihr war plötzlich etwas eingefallen. Eine wahnsinnige, aber herrliche Idee.

Bevor Belphégor sich versah, hatte sich Lady X schon aufgelöst. Ihr Körper wurde durchscheinend und verschwand. Wie ein begossener Pudel blieb der Hexer mit der Flammenpeitsche zurück. Er fragte sich, was diese Blutsaugerin vor-

hatte, denn er traute ihr keinesfalls über den Weg und beschloß, auf der Hut zu sein.

Erst einmal drehte er sich um, schaute in die Tiefe, und seine kalten Augen begannen noch heller zu leuchten.

Was er dort unten sah, was phänomenal ...

Paris am Abend, erquickend und labend! So dachten vielleicht Touristen, denen der Verkehr nichts ausmachte. Wir allerdings nicht, denn wir steckten fest, und dies trotz der Polizeisirene.

Am Place Charles de Gaulle ging es noch. Dann mußten wir in Richtung Süden auf die Champs-Elysees, dort konnten wir in der Kolonne mitfahren. Später jedoch, auf der Avenue Montaigne, lief nichts mehr. Kurz vor der Seine-Brücke hingen wir fest.

Vor Wut trommelte der Kommissar auf dem Lenkradring seines alten Dienstcitoens. Er steckte voller Wut und mußte sie auslassen. Irgendwo nahe der Brücke hatte es einen Stau gegeben, den Grund konnten wir nicht einmal ahnen.

Suko und ich verhielten uns ruhig, während Fleurvee wie ein Irrer telefonierte und das Worte >merde< wohl am häufigsten fiel. Schließlich erfuhr er, daß direkt vor der Brücke ein Wagen mit Apfelsinen umgekippt war.

»Können wir nicht ausweichen?« fragte ich.

»Wohin denn?«

»Es gibt doch noch andere Brücken über den Fluß.«

»Dann müssen wir fliegen können.« Der Kommissar breitete die Arme aus. In seiner Hektik erinnerte er mich an Louis de Funes.

Es ging weder vor noch zurück. Wir steckten im Verkehr fest. Ich zündete mir eine Zigarette an. Viel verqualmen konnte ich nicht mehr, dafür hatte der Kommissar schon gesorgt. Zudem waren die Fenster nach unten gekurbelt.

»Platz da!« brüllte Fleuvee. »Verdammte Scheiße, macht doch endlich Platz, ihr Idioten!«

Zahlreiche Fahrer schauten aus den Fenstern. Die meisten Leute grinsten, drei Jugendliche äfften den Kommissar nach, und ein junges Mädchen hob sogar ihren Rock hoch.

»Man sollte ihnen Raketen unter den Hintern stecken!« schimpfte der Kommissar und ballte die Hände zu Fäusten. Wir hatten Glück.

Plötzlich erschienen Flies. Und vor denen hatten einige Autofahrer den nötigen Respekt. Den Polizisten gelang es, die Fahrer dazu zu bewegen, daß sie ihre Wagen noch näher zusammenfuhren. Dabei wurde zwar so manche Stoßstange angekratzt, aber das spielte in Paris keine Rolle.

Wir fanden eine Lücke.

»Endlich!« stöhnte Fleuvee. »Ich stand schon kurz vor einem Infarkt.«

»Was regen Sie sich auf?« fragte Suko. »Sie sind doch Pariser und kennen den Verkehr.«

»Ha, das sagen Sie. Aber die Zeiten sind beschissen. Glauben Sie denn, die Leute hätten vor einem Polizisten noch Respekt? Nichts, kein Stück. Die sehen uns lieber tot als lebendig. Tut mir leid, daß ich das sagen muß, aber so ist es.«

»Wenn Sie meinen.«

»Das meine ich.« Ruckartig gab er Gas. Der Wagen machte einen Satz, weil Fleuvee mit der Kupplung nicht zureckkam. In Schlangenlinien wanden wir uns weiter. Bald erreichten wir die Orangen. Sie lagen quer über der Straße und bildeten einen glatten, matschigen Teppich, weil schon einige Wagen darüber gefahren waren. Der Fahrer des umgekippten Lieferfahrzeugs stand neben seinem waagerecht liegenden Führerhaus und lamentierte mit zwei Polizisten.

Wir konnten passieren, andere mußten warten. Der Kommissar lenkte den Citroen vorsichtig über den matschigen Teppich und schaffte es, die Brücke zu erreichen.

Danach ging es schneller.

Die Seine sah ähnlich aus wie die Themse. Ein schwarzer, fließender Streifen inmitten der Stadt. Hin und wieder spiegelten sich Lichtreflexe auf der dunklen Oberfläche, ansonsten gurgelte das Wasser dumpf an uns vorbei.
Der Kommissar kannte Abkürzungen. Er fuhr durch Straßen, deren Namen ich vergessen habe. Es interessierte mich auch nicht, denn ich hatte nur Blicke für das gewaltige angestrahlte Stahlgerüst, das zum Greifen nahe vor uns aus dem Boden hochwuchs.

Der Eiffelturm!

»Sehen Sie schon was?« fragte der Kommissar.

»Nein.«

Fleuvee lachte. »Aber sie sind da.« Der Kommissar mußte es wissen, er hielt schließlich die Verbindung. Während er mit einer Hand lenkte, telefonierte er und hielt den Hörer in der anderen. Und mit welch einem Tempo er um die Kurven jagte. Das hätte ich mich in London nicht getraut.

Die wimmernde Sirene begleitete unseren weiteren Weg. Einmal hätte der Kommissar fast einen Radfahrer mitgenommen. Der Mann sprang noch vom Rad und ließ eine Schimpfkanonade los.

»Es sind immer mehr geworden«, erklärte uns Fleuvee mit heiserer Stimme.

»Wie viele inzwischen?« fragte Suko.

»Kaum zu schätzen. Einige Hundert mögen es sein.«

»Die Leute aus dem Kino«, sagte mein Freund und Kollege, womit er wohl den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Und plötzlich sahen wir den Park.

»Doch noch gut geschafft«, meinte Fleuvee und lobte sich damit selbst. Er hatte plötzlich blendende Laune, die jedoch gleich darauf verschwand, als er die zahlreichen Lichter sah.

»Verdammtd, das sind sie. Da warten sie schon!«

»Halten Sie an!« forderte ich.

Fleuvee stoppte.

Sekunden später flogen die Autotüren auf.

Wir stürmten aus dem Fahrzeug. Suko rechts, ich links.
Hoffentlich konnten wir Belphégor stoppen ...

Der Dämon sonnte sich in seinem Erfolg. Er konnte niederschauen auf seine Diener, die vor dem gewaltigen Turm standen. Als allen Richtungen waren sie gekommen, und aus ihren rechten Händen wuchsen die Flammenpeitschen in die Höhe. Es war ein schaurig-schönes Bild. Hunderte von Menschen hatten ein offenes Karree vor dem Turm gebildet. Die lodern den Flammen zeichneten ihren Stand genau nach, so daß der Eindruck entstand, das nach vorn hin offene Rechteck würde brennen.

Belphégor genoß es. Ein alter, dämonischer Traum war endlich in Erfüllung gegangen. Ihm gehörte Paris, er schaute auf die Stadt hinab und sah die, die nur ihm hörig waren.

Er war bis auf den Rand der Absperrung geklettert. Seine erbarmungslosen Augen leuchteten in einem wahnsinnigen Blau. Hoch über seinem Kopf wirbelten die drei Feuerzungen der Flammenpeitsche, und er wirkte wie ein dämonisches Denkmal, ein Diktator, ein Volksverhetzer voll suggestiver Kraft.

Sie gehorchten ihm, er würde sie immer führen. Hinein in eine dämonische Hölle, wo sie an seiner Seite blieben und für ihn und die Sache der Finsternis kämpften.

Der Wind bewegte die feurigen Zungen der magischen Flammen, und Belphégor badete in dem Licht, das ihn zuckend umgab, wobei es auf seiner Gestalt tanzende Schatten hinterließ.

Er hatte gewonnen!

Und schon vernahm er die Sprechchöre. Wie ein gewaltiger Orkan drangen sie zu ihm hoch.

»Belphégor - Belphégor - Belphégor!«

So schrien die Massen. Sie huldigten ihm, sie forderten ihn auf, ihr dämonischer Führer zu sein.

Und Belphégor machte seinem Namen alle Ehre. Wild schwang er die Peitsche, während er schrie: »Wir werden triumphieren. Wir, das ist die schwarzmagische Macht einer dämonischen Hölle. Wir werden Paris erobern. Das dämonische Feuer soll leuchten und den erwecken, der seit langem darauf wartet. Izzi!«

Gebrüll brandete auf. Die Zuhörer nahmen alles hin, was ihnen Belphégor erklärte.

»In dieser Nacht triumphiert die Magie. Nur die Magie. Es gibt nichts anderes. Und jetzt laßt ihn uns rufen. Izzi, der Höllenwurm, soll erscheinen. Hier, an dieser Stelle, muß er aus den Tiefen der Erde steigen. Ich will es so!«

Es wurde still.

Fast gespenstisch mutete die Atmosphäre an. Eine Ruhe vor dem großen Sturm. Izzi sollte kommen, er würde den Ruf hören und aus der Tiefe der Erde brechen wie kochendheiße Vulkanlava.

Wenn dies tatsächlich geschah, war ein Teil der Stadt dem Untergang geweiht ...

Kommissar Fleuvee hatte trotz der nervenaufreibenden Stunden sehr umsichtig gehandelt. Er hatte nämlich den Polizisten befohlen, auf keinen Fall einzugreifen. Nur einen Ring ziehen und beobachten.

Die rund 600 Menschen steckten praktisch in der Falle, ohne es zu wissen. Keiner warf einen Blick zurück. Zudem hatten die Polizisten unter den Bäumen Aufstellung genommen. Sie nutzten die natürlichen Deckungen geschickt aus, sie waren nicht sehr gut zu erkennen, aber sie sahen die anderen.

Wir wurden sehr drastisch aufgehalten. Wir wurden plötzlich eingekreist, und die Mündungen zweier Maschinenpistolen zeigten auf uns. Da blieben wir lieber stehen. Und zwar so lange, bis Kommissar Fleuvee schnaufend auf uns

zulief und mit beiden Händen heftig winkte. »Lassen Sie die Männer durch, verdammt!« brüllte er.

Endlich konnten wir weiter.

Ich wartete auf den Kommissar. »Hören Sie, Fleuvee, bleiben Sie hier. Keinen Angriff jetzt!«

»Aber ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn Sie uns einen Gefallen tun wollen, dann fordern Sie einen Hubschrauber an, der für uns bereitsteht.«

»Gut, Sinclair, aber wo soll er landen?«

Hart schaute ich den Kommissar an. »Direkt vor dem Eiffelturm, denn da werden wir zu finden sein!«

Tief atmete Fleuvee durch. »Alles Gute«, sagte er kratzig.
»Danke!«

Dann liefen Suko und ich los. Wir waren mit Waffen bestückt. Ich wußte, wo Belphégor stand. Auf der ersten Plattform, und ich wollte ihn dort herunterholen.

Und zwar mit dem Bumerang. Vielleicht reichte die Kraft der Waffe, um den Dämon zu vernichten, indem sie ihm den Schädel vom Körper rasierte.

Der flackernde Lichtschein der flammenden Peitschen wies uns den Weg. In der Dunkelheit führten die Bäume ein gespenstisches Eigenleben. Da wurden Äste und Zweige zu gefährlichen Fallen und Figuren, die im Wechselspiel zwischen Licht und Schatten tanzten.

Wir kämpften uns voran. Suko und ich mußten es einfach schaffen. Und wir hörten das Gebrüll.

Wie ein gewaltiger Sturmwind klang es. So fegte es auch durch den Park. Immer wieder wurde der Name Belphégor gerufen. Es war grausam, wie die Diener diesem Dämon huldigten.

»Belphégor - Belphégor!«

Ich konnte es schon nicht mehr hören und haßte diesen Feind, der soviel Elend und Leid über die Menschen bringen wollte.

Die Masse rief jetzt nicht mehr den Namen Belphégor, sondern den von Izzi. Den Namen kannten wir inzwischen, Madame Tanith hatte ihn genannt, und sie hatte das Geschöpf als Höllenwurm bezeichnet.

Dann sahen wir die ersten Rücken vor uns. Im Licht der flammenden Peitschen schienen sie einen geisterhaften Tanz aufzuführen, und doch standen sie dort wie eine Wand.

Wenn wir sie durchbrechen wollten, dann mit Gewalt!

Ich nickte Suko zu.

»Okay«, sagte der Chinese, dessen Gesicht seltsam kantig wirkte. Dann rannte er vor.

Sein Körper war wie eine Ramme. Suko schleuderte einige Diener des Dämons wuchtig zur Seite. Sie fielen nach rechts und links weg, rollten mit ihren flammenden Peitschen über den Boden, und bevor sie sich erheben konnten, war ich bereits durch die Gasse gerannt und befand mich mit Suko zusammen innerhalb des offenen Karrees aus Menschenleibern - und somit direkt vor dem Eiffelturm.

Es war still geworden.

Kein Ruf mehr nach Izzi und keiner nach Belphégor. Die Ruhe vor dem Sturm.

Ich kreiselte herum. »Achte du auf die Menschen!« rief ich Suko zu, dann drehte ich mich wieder und schaute an dem gewaltigen Stahlgerüst des weltbekannten Turms in die Höhe.

Ja, dort auf der ersten Plattform stand er. Er schwang seine verdammte Flammenpeitsche wie in alten Zeiten, und er schlug damit feurige Bögen, während ich ein wenig tiefer seine grausamen Augen leuchten sah.

Wie viele Meter trennten uns? Hundert oder nur achtzig?

Ich wußte es nicht, denn ich kannte die Maße des Turms leider nicht. Aber ich hoffte, daß er mich sah, denn das vorn offene Karree wurde vom Fackellicht völlig ausgeleuchtet.

Meine Gestalt mußte sich scharf davor abheben!

Er hatte mich tatsächlich entdeckt. »John Sinclair!« schrie er

mir entgegen, so daß ich ihn trotz der Distanz verstehen konnte. »Bist du gekommen, um meinen größten Triumph mitzuerleben?«

»Nein, Belphégor!« brüllte ich ebenso laut zurück. »Ich bin gekommen, um dich dorthin zu schicken, wo du hingehörst. In die Hölle!«

»Und wie willst du dies schaffen?« höhnte er.

Ich hatte während seiner Worte meinen Bumerang hervorgeholt. Wie damals, als der Schwarze Tod vernichtet wurde, so warf ich nun Belphégor die silberne Banane entgegen.

»Damit!« brüllte ich und ließ die Waffe los ...